

auch von ihr, daß der Specht nicht zulasse, daß man sie gerade. Jedem, der solchen Versuche, habe er die Augen aus. Wunderbare Festlichkeit, sollen ihr innere Nerven, gegen die furchtbaren Krankheiten könne sie helfen und, mit gar so vielen Tugenden sei sie begabt, so lag der Volksmund. Auch soll man sie nur bei Nacht graben können wie auch das Karfunkel, aber das sei nicht schwer, denn da verbeirte sie einen lichten himmlischen Geist, wie es nur wenige, beliebte gelegentlich werden. Ihre Gestalt auch überirdisch, denn sie soll direkt vom milde leuchtenden Mond herabgefallen sein.

Der Pfingstfranz, der an manchen Orten den Käthen umhängt wurde, bestand aus vielerlei Blumen und Kräutern, und in ihm waren Kalms und Scherblütel besonders wichtig. Auch die Stille, das war den Mädchen, die man ausgehen ließ, in der Nacht vor dem Pfingstsonntag einen Marienweg an die Tür stellt, den anderen aber einen Ehrenzweig, findet man noch an manchen Stellen. Noch eine Pfingstform gibt es, die vom A. jenseitigen herabgekommen sein soll und des zum Zeichen eine Farben an sich trägt, die blaue Scherblütel, die schöne Tris. Mit ihr wurde auch in Holland die Pfingstform gemacht. Der Maibaum selbst aber mußte nicht aus der Wiebe geholt werden, und wird dann in feierlichem Zuge um das Haus oder durch die Stadt oder das Dorf getragen. Wo er unterwegs stehenbleibt, bringt er Glück und Segen, und dann wird er in der Mitte des Ortes oder auf der Feldmitte aufgespielt. Würde und Reigen und flatternde Bänder wurden dann in seine Zweige gehängt, und feierlich ward der alte Reigen darum her getanzt. — Hse. Rom.

Pfingsten.

Von Anna Maria Witte.

Sterlich schmückt sich die Natur zu dem großen Kirchenfest, das den Abschied und die Vollendung der göttlichen Erlösungsthat bezeugen Pfingsten! Die Gedächtnisfeier der Himmelfahrt des Heiligen Geistes!

In jugendlicher Muttersliebe begrüßt die Erde den Tag, an dem einst die Jünger, durch den Heiligen Geist entflammt, unter das Volk traten, die neue Lehre, die Religion der Liebe verkündeten, die christliche Lehre stifteten.

Zeit Mitte des vierten Jahrhunderts wird Pfingsten als festes Kirchenfest gefeiert, das Wangel in dem westlichen Frühlingfest mit dem Pfingsten, in dem östlichen, durch das in fernem Osten das deutsche Volk die Wiederkehr der schönen Jahreszeit feierte. Als einst die geistlichen Erendoten in das damals noch ganz heidnische Deutschland einbrachten, fanden sie ein geistig sehr gedehntes Volk vor, das schnell die christliche Lehre verstand und anzunehmen geneigt war, auf der anderen Seite aber in jeder Zeile an seinen alten Bräutchen nicht zu lassen ließ die Missionare mit Genehmigung der Bischöfe, neben der christlich-hohen Tagen einzelne der alten Sitten bestehen zu lassen, in der richtigen Erkenntnis, daß der heidnische Grundgedanke des alten Brauchs schließlich vergehen werden und christliche Deutung zu Ehren des kirchlichen Festes finden würde; so verhielt sich beides.

Wenn heute in den einzelnen Gegenden Deutschlands die Käufer, die Ertragen, die schmückt mit Maier, das frühlingstägigen Zweigen der Birke, geschmückt werden, denkt niemand mehr an den alten heidnischen Brauch, sondern er tut es zu Ehren des Pfingstfestes. Man freut sich der grünen Weide, die nun einmal Pfingsten charakterisieren, nach der Weise des 18. Jahrhunderts: „Schmückt das Fest mit Maier bis an die Säner der Maier“.

Weihnachten bezeichnen die bunten Aehren des Lammens und der Glanz entzunderter Kerzen. Das Christfest bringt jenenen Kette, da es nicht selten noch die Mächte des Winters beherrscht. Aber Pfingsten kommt in der Regel mit strahlendem Sonnenschein. Verden singen hoch über grünenen Feldern, der Himmel wölbt sich in stolzer Höhe über ein Meer von Schmeißerchen Blüten. Die ganze Schöpfung scheint einen Jubelsturm zum Kreise Gottes anzustimmen. Alles atmet Luft und Fröhlichkeit. In zahllosen Herzen findet das Wort Goethes Wiederhall: „Pfingsten, das liebliche Fest ist geboren“; und so mancher hört auf die Mahnung von Noquette aus Waldmeisters Brautlebet: —

„Pfingsten ist gekommen, grün bezogen, bezogen, stinkt zur Hand genommen Gut und Wandelhaft, Ringel mit Maier feigt es, schmückt und bekränzt es, Singt und feiert auf das fest: Frühling, Maierfest, Pfingsten ist gekommen, gelbe Blütenzeit! Nun in Glanz verschommen ruht die Erde weit...“

Zu Pfingsten zieht es uns mit Macht hinaus, die rechte Frühlingstzeit im Waldesrauschen, auf Bergeshängen zu feiern. Keine flüster der Wind in den Kronen der Bäume, und aus den Blättern klingen in tausend Zungen, die noch kein Dolmet-

scher der Menschen zu deuten verstand, die Sprache, die der Schall der Natur während zu der Menschheit spricht, die allein nur das Herz zu hören und der schon die Vorfahren ohnedergelacht, als sie mit Gesang und Tanz den Eingang einer neuen Jahreszeit gefeiert.

Ferien von der Politik.

Kaum je in früheren Jahren erschien uns der liebe Pfingstfest so willkommen als diesmal. Der Wahltag mit all seinen so anfangenen Erreuten bot an unsere Neuen erhebliche Anforderungen gestellt. — Nun liegt das alles wie in weitenem Scheine hinter uns. Wir sind wieder zu unserer gewohnten pflichtigen Werklage zurückgekehrt, haben fleißig gearbeitet — verzögert oder beeinträchtigt über die Ergebnisse der Wahl — ganz gleich, wir haben uns wieder in unsere normale Lebensweise zurückgefunden, um nun, an einem schönen, milden Frühlingstag zu erwachen, wie aus einem schweren traurigen Traum, uns die Augen zu reiben, zum Fenster hinauszusehen, wo die schlanken Maibäume sich im blauen Sonnenglitz wiegen, und festzustellen, daß die Welt da draußen vom lieben Herrgott keinesfalls nur mit grünen Wäldern, grünen Bäumen, blauen Blumen und blauen Blumen, sondern auch mit freundlichen Sämen und Gesängen, mit hellen Tagen und grünen Wiesen, mit leuchtend blauen Himmelsblau und vielen feierlich frohen Menschen ausgestattet worden ist, die gar nicht einmal bedachtig, uns allerdings von der Unfehlbarkeit, ihres Kandidaten oder den Vorgesetzten, ihrer Partei Überzeugung. So ist denn diesmal das „fröhliche Fest“ über uns gekommen gleich einem lieben Gottesgesand, ein Balsam für unsere Seelen. Frieden, Freude und Verjüngung predigt die zu blühender Schönheit erwachte Natur. Wir hören ihre Mahnung gegen Selbst an den letzten Wochen bis zur Sechsheil angelegten Stammlisten, die immer wieder verjüngten Karikaturen so milde und herzlich geklärt. Man fällt sich wie das weisse Lammchen auf saftiger Weide, liegt außer dem innerpolitischen Zeitartikel sogar wieder das in letzter Zeit arg vernachlässigte Feuilleton „unter dem Strich“ und den Roman — kurz: alles scheint wieder in Ordnung. Ferien von der Politik, — sie sind uns wieder in den wohligen Gedanken, natürlich nur denen, die auch ihrer Bürgerpflicht Genüge getan haben und trotz sonnigen Regenwetters den Weg zur Urne geschritten sind. Die anderen — leider sind es gerade in bürgerlichen Wahlkreisen wieder einmal recht viele gewesen! — gönnen man die liebliche Pfingstfreude lieber erst gar nicht. Die Wochen — fröhliche Feste! — so ist die natürliche Reihenfolge nach einem Mahnworte unseres Distriktsleiters Goethe. Darum wollen wir uns auch des frohen Pfingstfestes so recht von Herzen freuen. Inzwischen wird das Wort der Wahlurne seine weitere Entwicklung durchmachen. Einige Wochen werden im Lande geben, die Ferien von der Politik werden vorbereitend sein, die Wochen — fröhliche Feste! — Vertrauenste des deutschen Volkes werden ihre rechte ererbene Höhe in den „hohen Heuern“ eingenommen haben. Da wird es gewiß so manche neue Verjüngung geben. Allen alles recht zu machen, ist eben unmöglich und auch die Wahlurne ist nicht unfehlbar. Heute aber ist es noch Pfingsten. Die Natur hat die Natur, hat ein liebliches Kleid angezogen, darum hinaus ins Freie, in die glücklichen, sorglosen Ferien von Politik und Alltag!

Die Birke.

Eine Pfingstgeschichte.

Von Euse Schaeffer.

An einer heiteren Pfingstfestmorgen war die Rede davon, warum es nicht gerade die Birke sei, die als Symbol der Pfingstfreude gelte, trotzdem der Frühling doch ebenso zur Pfingstzeit das röllige Kupfer der Eichen und helle Silber der Bappeln, das klare Gelbrün des Ahorns, den zarbiesteten Duft der Nistern und das hunderfrohe Walgrün der Buchen in ungeschlossener Weise male.

„Das will ich Ihnen sagen, meine Gnädigste“ erklärte der alte Amtsgerichtsrath, „die Birke hat nach der Kunde am meisten teilgenommen an der Himmelfahrt und Wandelhaft des Volkes. Darum gehört die Birke zum Pfingstfest, die Lanze zur Weihnacht. Ich habe mich einmal eine Nacht lang

noch sit er im Werden. So kommt es dann manchmal, daß zwei, die sich früher nicht finden konnten, in irgend einem Stadium ihres Daseins einander plötzlich ganz nahekommen. Ich habe mich lange aber Welt verschlossen und jetzt ist mir, als müße ich je finden, als hätte ich vieles verkannt abseits von ihr. Dir aber ist es, als hätte ich mitten drin etwas verkannt und müßte nun abseits suchen. Dabei müßen wir uns begeben.“

Meta staunte immer mehr.

„Wie gut du in anderen zu lesen verweist, Mama!“

„Jetzt erst, mein Kind! Ich wollte, ich hätte es früher immer gefunden! Da verstand ich nur, in der Seele eines einzigen zu lesen — und so mein Mann ist mir, meine ich, mit der Ehe je nun auch alles Leben für mich zu Ende. Denn eine wahre Ehe ist wahres Leben. Heute glaube ich, daß eine wirkliche Ehe — wie je zum Beispiel Konrad und mich verband, mit dem Tode des einen nicht zu Ende ist — daß sie überhaupt nie zu Ende sein kann.“

Wieder blickte ein kleines Mädchen über ihr Gesicht, während ihr Vater unmerklich auf Meta ruhete.

„Du brauchst nun natürlich nicht zu denken, daß ich Epirotin bin. Ich meine das ganz ohne Hintergedanken. Es gibt ein Einvernehmen im Geiste, das nie erlischt. Aber nicht davon sollte ich heute zu dir sprechen, Meta, sondern von realen Dingen. Es freut mich, daß du gekommen bist und wir es in Ruhe besprechen können. Siehst du, als ich früher meinte, dir je Unrecht geschehen in unierer Haupte, dachte ich nicht über ein feierliches Unrecht. Du hast Recht gehalten — in der Überzeugung, eine glänzende Partie zu machen.“

„Nein, Mama. Ich glaube, ich auch zu lieben! Ich wollte so ehlich ihn lieben, auch dann noch, als ich sah —“

„Und du konntest nicht! Ich glaube dir, Meta. Heute begreife ich es ja ganz gut. Er war ein Ehemann, spirituell und feinsinnig, du ein reines, junges Wesen voller Begeisterung und nicht müde, die Welt zu lieben, besser geworden, aber darüber zu grübeln, hat heute keinen Sinn. Heute hast du ein neues Glück gefunden, ein wirkliches hoffentlich...“

mit einer Birke in der Erde unterhalten, als mich meine Jungen besetzten, um ein hübsches „Zweigfest“ mitzumachen. „Zieh mal, alter Mann“, sagte die Birke zu mir, „ich bin niemals allein, wenn ich auch die einzige hier am Seebegeh bin. All meine Zweige sind voll dankbarer, verwehrt, feiger, kinderhaft froher Herzen. Das glaubst du nicht?“ Die Birke neigte sich und hielt mit einem ihrer Äste, bündigen Zweige entgegen. „Gut, das sind die Herzen vom Kinder-Kreis und seinen kleinen Händen. Hier, unter meinem grünen Schirm, haben sich die beiden Hirsche haben gefunden, Glaubt du, daß je beide Stumme und mich, die sie ihnen hütete, je vergessen werden? Nein, sie werden immer wieder meiner gedankt und dann schwingen all meine Blätterzen mit ihnen.“

Meta kannte du die Herzen der Kinder in meiner Krone sitzen haben. Geiern hat die kleine alte Dame die halbe Seite abgegrast, Verzweiflung nicht aus dem Weich geloh, goldgelber Winter armvoll abgehauen und den Zuerstige Kalms in Bündeln gesammelt, um ihre stärke zum Pfingstgedenbente zu schmücken. Zuletzt zeigte die ausgelassene Gesellschaft Angelerbte, immer um meinen Stamm herum, und ihre Herzen hüftete mir, so vor Freude bis in meine Äste hinein. Da hab ich ihnen auch ein wenig abgedenkt festgehalten. Zuletzt noch jedes noch einen Zweig meines Stammes mit. Wenn sie nun am Pfingstfest erwachen und das Verleihen im Glanz erblicken, fliegt all ihre Freude bis hierher zu mir. Versteht du das?“

Auch der Malorsmann, der mich stets im Frühjahr und Herbst besucht läßt sein Herz bei mir zurück, das hat er wohl vielmal gesagt. Denn fast bald wieder ein Gedächtnis im Schauenfeier der großen Stadt und die Stadtmenschen wundern sich, daß in der armen Seite Dinstler, fröhliche Birken, vollkommener Dorf und glücklicher Wälder leben. Untere Blätterzen aber tunen vor Freude über des alten Freundes treuen Schenken in der Ferne. Hier, sprach die Birke und schaute stolz, schwingen eine ganz Reihe dankbarer Wandersommerherzen im Samstagsen je hinaus aus der Stadt, lagerten unter dem Hügel und lockten ihre Abendstuppe. Dann wurden Nachfeier angebetet und Decken ausgebreitet. Zuerst aber tanzte die Jugend Maierzeiten und lang muntere Lieber dazu. Zuletzt gab es noch einen Wettlauf zu meinem Hügel hinauf, und man wollte lieber begeben von munterem Scherzreden. Zwei bloße Schwärmer aber, zum ersten Mal mit auf der Fahrt, wollten sich lang nicht von mir trennen. Vargen immer wieder ihre leuchtend Gesichtchen in meinen Zweigen und flüsteren: kann es wohl so viel Schönheit geben, wie diese warme, sternenglanzgerüllte Seidenacht? Mir tat es gar leid, als ich am Morgen singend zurückkehrte. Wie sie kommen werden, flüsternd, denn ihre Herz haben sie bei mir gelassen. „Gut, meine Herzen trage ich auch“, plauderte die Pfingstbirke weiter. „Bin und wieder eilt noch ein altes, dirres Weiblein im Kopfniede der Wälder quer durch Ginstler und Heidekraut, nicht mit vertrottelt zu, doch nimmt sich nicht Zeit zum Maier. Dann geht eine feierliche Freude durch meinen Stamm, belebt all seine Zweige und meine grünen Blätter leuchten; dann in den Seidenbesten da draußen soll ein junges Mädchenfind geboren werden. Kommt dann die alte Mutter bei Sternenschein oder Frühmorgendämmer zurück, ruht sie eine Weile zu meinen Füßen und erzählt glücklich von dem kleinen neugeborenen Wesen, das durch sein Ertrinken in viele Herzen froh machte und all meine grünen Blätterzen schwingen selig mit. Versteht du nun, Wandersommer, weshalb ich zu den Menschen und ihren Herzensfreunden gehöre.“

Der alte Herr schweig und zog gedankvoll einen bündigen Birkenzweig aus der Tasche, die vor ihm stand und streich selbe über das fröhliche Frühlingsgeländer in seiner Hand. Und ein jedes der zarten Blätterzen lung und flang süßlich mit im Chor der großen Pfingstfreude ringsumher.

Alpplingsten.

Von Clara Meller.

Fast alle Spiele und Gebräuche, in welchen das Feuer eine große Rolle spielt, sind altertümlichen, heidnischen Ursprungs und wenn in unserem Zeitalter, dem Glauben angemessen, alles auch in sanftere Bahnen leitet, so können wir uns doch dem einen nicht verschließen, daß das Aufkommen eines Feuerfestes stets etwas Erstaunliches für uns behält. Meta war es vergnügt war, im Gebirge im Wald die Osterkerzen leuchten zu sehen, nicht wie gewöhnlich. Doch heute will ich vor einem minder großartig wirkenden Feuerfest erzählen, das aber bei der Jugend stets den hellsten Jubel entfacht.

Unwählich wird am dritten Pfingsttag Abend, vereint mit dem großen Schützenfest unsern Stadt auf einem freien Platz „Alpplingsten“ gefeiert. Die abgerundete Bergseite werden dazu von den Knaben schon lange vorher gesammelt, viele jedoch natürlich mit neuen Bewerfen hinaus, andere wiederum haben sich eigenständig welche aus Reifern gebunden.

Meta hob plötzlich den Kopf und sah die alte Frau fest an.

„Nein, Mama. Du sprichst so gut zu mir — ich will dich nicht belügen. Es ist kein Glück.“

„Nicht? Und ich dachte, es sei eine alte Mette...“

„Nur so begreif ich es...“

Meta wurde rot und ließ den Kopf wieder tief auf die Brust sinken.

„Ich habe Montelli nie geliebt...“ sagte sie leise, „ich nahm ihn in tiefster Verzweiflung, Enttäuschung, verbittert, angeht vor der großen Einarmtheit des Lebens, die mich nicht ertragen zu können glaubte. Trotzdem wollte ich ihn eine feste Beschäftigung werden. Aber es ist sehr schwer... Mama... sehr schwer.“

Eine kleine Pause trat ein.

„Was sagst du mir auch das noch sagen, liebes Kind, was dich so verweirlich machte? Was dich enttäuschte?“

„Ja, Mama. Mir ist so sonderbar heute — bei dir — als müße ich dir alles sagen... Ich liebe Michael o. Münster und es war eine Zeit — nein, ein Moment bloß zwischen uns, damals, als ich noch lebte, wo ich glaubte, daß auch er mich liebte. Er ging dann fort. Er ließ mich glauben, daß er beschloß ging... und als ich später feier wurde, war mein Leben nicht mehr das eines Mannes...“

Frau Bettina freudevoll sanft Metas Hand.

„Armes Kind! Münster ist ein Ehrenmann — mit ihm wärest du glücklich geworden. An seiner Seite hättest du viel- leicht begreifen gelernt, was die Ehe ist.“

„Das begreif ich längst. Aber mir ist sie nicht beschaffen gewesen. Meine Freundin Ja Henner sagte einst: Verheiratet bin viele, aber Ehen sind selten. Ich, Mama, bin abermals fünf... verheiratet. Zu den Verheirateten gehöre ich nicht zu den Ausgenommenen!“

Und warum kann Münster nicht? Weißt du es?“

(Fortsetzung folgt)

Von Frühling zu Frühling

Roman von A. Arnefeld.

42. Fortsetzung. Nachdruck verboten.

„Nichts von der Ehe war ein Mann und gerade gegenüber in der Höhe des dritten Stockes standen Frau Bettinas Hüfttasche und Armleiste, der Platz, an dem sie den größten Teil des Tages zubrachte und zu dem sie nun auch Meta geführt hatte.“

„Es plaudert ich besser wie es als dort auf dem Sofa“ meinte sie lächelnd, „und wir haben doch so viel zu plaudern! Du wirst dich wundern, wie schwachhaft ich geworden bin!“ Meta wunderte sich schon jetzt. Dieser weiche Ton, in dem Frau Bettina sprach, und der warme, harte Blick, der so gültig auf ihr ruhte, waren ihr völlig neu.

„Wenn ich geahnt hätte, Mama, daß du mich noch ein wenig lieb hast — wie gern wäre ich schon längst gekommen! Aber ich dachte...“

„Ja, ja.“ Frau Bettina freudevoll Metas Hand und ein kleines Mädchen umspielte ihre blauen Pfingsten. „Ich wollte nichts von dir wissen, seit... und das war tröstlich von mir! Ich hätte es ja begreifen müssen! Siehst du, es ist alles so merkwürdig einfach, wenn man alt wird. Nur, das man's früher nicht sehen kann... aber noch und noch sollen die Schüler, welche einem den Blick trüben, und auf einmal ist alles rundum klar und einfach. Dir ist viel Unrecht geschehen in unierer Haupte — willst verjüngen, es zu vergehen?“

„Es ist längst verblüht, Mama. Aber das Gute, das ich erwacht in der Erinnerung... und ich meine, dafür kann ich dir gar nicht genug danken. Wenn du wüßtest, wie mich hier bei die alle ansetzt! Wie dankbar bin ich, daß ich kommen durfte.“

Frau Bettina hob den Kopf und blickte ihre Schwiegertochter lange an. Dann nickte sie.

„Freilich — das ist auch eine der Wertwürdigkeiten des Lebens, daß der Mensch nie etwas Fertiges ist, sondern unauflöslich wird... er mag so alt werden, wie er will, immer

In der Mitte des freien Plazes war eine große, brennende Leuchte, deren Flammen die Bänke erhellte und die Schatten in tiefen, dunklen Furchen ließ. Die Bänke waren mit einem weichen, warmen Stoff bezogen, der sich unter der Wärme der Leuchte auflöste. Die Luft war still, nur die leisen Schritte der Besucher durchbrachen die Stille. Die Leuchte war ein Symbol für die Wärme der Gemeinschaft, die in der Stille der Bänke zu finden war.

Fingstreiten.

Eine Fingstrette früherer Zeiten war das „Fingstreiten“, der landliche Nepp des modernen Herberdeins. Auch heute noch existiert dieser alte Brauch in ländlichen Gegenden. Die jungen Mädchen geben sich in ländlichen Gegenden den Fingstreiten, um ihren Verstand zu schärfen und die Feindschaft zwischen den Mädchen zu beseitigen. In anderen Gegenden wird ein Wettrennen um einen auf hoher Zunge aufgehängten bunten Beerenkranz abgehalten. Wenn es gelingt, ihn herunterzuholen, ist Sieg.

Die andere Fingstrette bestand aus einem Weidenbüschel, in dem ein Kranz aus bunten Beeren hing. Die ersten Mädchen, die den Kranz herunterholten, waren die Siegerinnen. In anderen Gegenden wird ein Wettrennen um einen auf hoher Zunge aufgehängten bunten Beerenkranz abgehalten. Wenn es gelingt, ihn herunterzuholen, ist Sieg.

Eine andere Fingstrette bestand aus einem Weidenbüschel, in dem ein Kranz aus bunten Beeren hing. Die ersten Mädchen, die den Kranz herunterholten, waren die Siegerinnen. In anderen Gegenden wird ein Wettrennen um einen auf hoher Zunge aufgehängten bunten Beerenkranz abgehalten. Wenn es gelingt, ihn herunterzuholen, ist Sieg.

Förderung des Wohnungsbaues durch die Sparkassen.

Die Bekämpfung der Wohnungsnot ist gegenwärtig eine der dringendsten Wirtschaftsaufgaben. Die öffentlichen Sparkassen haben es stets als ihre besondere Aufgabe angesehen, sowohl zum Gunsten der Allgemeinheit als auch zum Nutzen des einzelnen Sparers den Wohnungsbaue durchzuführen. Einerseits helfen sie in Form von Hypothekendarlehen dem Kapitalmarkt beträchtliche Summen zur Verfügung zu stellen, andererseits können sie dem Bauparier den Weg zum Gelingen durch Schaffung und Verwaltung des zum Bauen notwendigen Eigenkapitals. Mit mehr als 600 Millionen Reichsmark haben die deutschen Sparkassen im Jahre 1927 den Kleinwohnungsbaue unterstützt. Man darf sagen, daß bei den Durchschnittsarbeiten in Höhe von RM. 5.500. — aus Sparkassengeldern 100.000 Wohnungen finanziert wurden. Das sind etwa 2,5% aller im Jahre 1927 neu hergestellten Wohnungen. Gerade das Doppelte ihrer vorjährig kalkulierten Aufgabe am Anfang des Jahres 1927 — nämlich 80 Millionen RM. — brachten die Sparkassen für das vergangene Jahr auf. Vor kurzem konnte gemeldet werden, daß der Sparerlängenzuwachs der preussischen Sparkassen von Dezember 1927 bis Februar 1928 um 77,8%, der langfristigen Hypothekendarlehen zugeführt worden ist. Die in dem Sparersparen und Giroverband für Provinz Sachsen, Thüringen und Anhalt zusammengeschlossenen Sparkassen haben nach dem Stande vom 29. Februar 1928 rd. 139 Millionen in Form von Hypothekendarlehen herausgelegt, die zum überwiegenden Teil für die Zwecke des Kleinwohnungsbaues Verwendung gefunden haben. Hierzu kommen die zur Finanzierung des Wohnungsbaues gewährten Zwischengeld- und Gemeindepfandbriefe. Diese betragen am Ende

des Jahres 1927 in der Provinz Sachsen sowie den Freistaaten Thüringen und Anhalt über 24 Millionen Reichsmark.

Als einen Weg, den gemeinnützigen Wohnungsbaue zu fördern, propagieren die öffentlichen Sparkassen die Einrichtung von Sparkonten, wobei sie das bewährte sogenannte Individualsparsystem zugrunde legen, d. h., jeder Bauwille spart für sich das zur Erbauung eines Hauses fehlende Eigenkapital (10% des Bau- und Bodenwertes) zusammen. Jeder Sparere hat so sein Schicksal selbst in der Hand; leicht kann er sich den Zeitpunkt für die Durchführung seines Bauvorhabens ersehen. Der Anreiz zur Errichtung eines solchen Sparkontos besteht in der öffentlichen Sparkasse wird gestiftet durch die Gewährung von Bonuszinsen. Angesichts der erheblichen Mittel, die den Sparkassen außer den Einlagen der Bauparier zur Finanzierung des Wohnungsbaues zur Verfügung stehen, kann die Bauparier mit der Beschaffung einer ersten Hypothek durch die Sparkasse (bis zu 50% des nachgewiesenen Bau- und Bodenwertes) rechnen. Gleichzeitig vermag die Sparkasse ein weiteres Hypothekendarlehen in Höhe von 10% des Bau- und Bodenwertes, sofern die Gemeinde die Garantie für diesen Betrag übernimmt, in Aussicht zu stellen, und schließlich liefert sie Hilfe bei Beschaffung einer notwendigen zweiten Hypothek sowie der Hauszusicherungshypothek (30%) nicht verlagern.

Mit ihrem Individualsparsystem wenden die Sparkassen von den Bauparier unermessliche Vorteile ab, wie sie in dem Kollektivsystem der Gemeinshaft der Freunde in Wülstener und ihrer Nachahmer — den privaten Bauparier — liegen. Hier werden von dem zu einer Gemeinshaft geborenen Baunützigen die Spargelder in einen gemeinsamen Fonds zusammengelassen und hieraus wieder zur Verteilung gebracht. Durch sein Verteilungssystem läßt sich aber vermeiden, daß das Kollektivsystem infolge des Lotteriencharakters seiner Auslosungen die ersten Darlehensempfänger, die zum Zuge kommen, besser stellt, als alle später zugeleiteten Bauparier. Die letzteren und besonders die kleinen Sparere müssen im Durchschnitt nachweislich länger warten, als wenn sie für sich allein gespart hätten. In der Zeitschrift „Die Wohnung“ 2. Jahrgang Heft 9/10 wurde festgestellt, daß eine halbwegs erträgliche Höchstverzinsung von 15 oder 10 Jahren nur mit außerordentlich hohen Zinseszinsleistungen zu erlangen ist, die höher sind, als wenn der Sparere neben der Hauszusicherungshypothek das ganze Baugeld zu 10% Zinsen annehmen würde. Die niedere Verzinsung der geleisteten Einlagen macht jedoch die auf Auslosung wartenden und besonders wieder die kleinen Sparere zu Gehren billigen Kapitalgebern für die anderen. In ihrer Kasse gehen auch die durch das Kollektivsystem verminderten sehr erheblichen Verwaltungskosten. Sofern die Verzinsung der ersten Darlehensempfänger durch Auflegung höherer Zinseszinsleistungen wieder ausgleichend werden soll, überlegen diese weit die Kräfte der Darlehensempfänger und verhindern überhaupt die Durchführbarkeit des Systems der privaten Bauparier. Der Kollektivbauparier ist stark von Zufällen abhängig. Der Lotteriencharakter des Kollektivsystems löst die Baunützigen an, enttäuscht dann aber die auf Auslosung wartenden Sparere. — Die verbelebte Form des Kollektivsystems ist bei der Deutschen Evangelischen Heimstätten-Gesellschaft m. B. und dem Verband Wohnungsbaue, Arbeitsgemeinschaft katholischer Verbände zur Förderung des Wohnungsbaues angebahnt. Zwischen diesen Verbänden und den deutschen Sparkassen ist eine vertrauensvolle Zusammenarbeit gewährleistet.

Das Individualsparsystem im Wohnungsbaue findet zweifellos seine beste und für den Bauparier unerschöpfliche Verwirklichungsform in dem Individualsparsystem der öffentlichen Sparkassen.

Vom Einbaum zum Dzeanriesen.

Unser Bild zeigt, wie sich die Schiffe im Laufe der Jahrhunderte und Jahrtausende entwickelten: vom Baumstamm, den der Mensch der Urgzeit zur Fahrt auf dem See oder dem Flusse als hölzernen, zur bereits fertigen römischen Triere und zum schlanke Wikingerschiff, zur Caravelle, auf der Columbus der Neuen Welt entgegenfuhr, und zu den kriegstüchtigen Seglern der beginnenden Neuzeit. Auch die im letzten Jahrhundert entstandenen transozeanischen Liniendienste wurden zuerst noch vielfach mit Segelschiffen betrieben und die „Deutschland“, das erste Dampfschiff der 1847 gegründeten Hamburg-Amerika Linie, führte mehrere Jahre hindurch mit einigen Schwesterschiffen regelmäßige Passagierfahrten zwischen Hamburg und New York aus. Inzwischen hatte die Dampfkraft unvorstellbar die gesamte Schiffsahrt gewirkt. Mehr und mehr verdrängte der Segler und mit ihm auch jene



Manomant, die man noch in den Klüden alter Kapitäne spürt und die zerflehen mußte, weil Koble und Öl Eisen und Stahl sich nicht mit ihr vertragen konnten. Zu der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts begann dann der Zeugezug des Dampfschiffes, nachdem schon 1807 das erste Fahrzeug dieser Art von Fulton gebaut worden war. Seine großartige Entwicklung führen uns einige charakteristische Schiffe der größten deutschen Reederei vor Augen.

Der Page als Millionär.



Der 16-jährige Hotelpage Rechner, der von Verwandten aus Amerika eine große Millionäre Erbschaft geerbt hat. Unter ihm zeigt den glücklichen Erben mit seiner Mutter in deren Wohnung.

Der Hitzus ist da! Kindheits- und Jugendgedenken an buntes Treiben des Weltkriegezeitens werdt durch den neuen Welt der Gegenwart. Einmal ist ein Mann, der den Namen „Rechner“ und „Polster“ bringt ein Aufschuß des Prim-Amerikaners v. Liebermann über die Volksgeschichte in der britischen Hauptstadt. Von Wiltshire in untern Nordwesten — ganze Wälder von Wiltshire mögen durch die Wälder — erzählt der bekannte Statistiker Herr Carl Rechner. Ein reicher Aufschuß macht mit dem Schaffen des öffentlichen Ministeriums Federden (Vater und Sohn) bekannt; wohlgeplante Wälder zeigen einige Bilder der feinsten amerikanischen Wälder. — Nach eine Weile leuchtet die Wälder und Erdbeeren und viele Bilder bringt dies neue Bild der „Gartenlaube“.

Von Frühling zu Frühling

Noman von A. A. A. A.

43. Fortsetzung. Nachdruck verboten. „Er verlobte sich, als ich schon Witwe war, mit Madine v. Biental. Sie müßte längst verheiratet sein. Ich habe nie wieder von ihm gehört — nicht einmal seine Vermögensanfrage fandte er mir.“ Die alte Frau hob plötzlich den Kopf und blickte Meta an. „Madine v. Biental? Das muß ein Irrtum sein, Kind. Möglich, daß Wiltshire einmal mit ihr verlobt war, aber es kann nur kurze Zeit gewesen sein. Madine v. Biental heiratete ungefähr zu jener Zeit wie du Baron Strafer, ist ihr Freund — du wirst dich seiner nicht vergessen, er ist ein bekannter Sportsmann im Westen.“ Wie entsetzt flarrte Meta auf ihre Schwiegermutter. „Sie ist — nicht — kein Weib geworden?“ „Nein, bestimmt nicht! Strafer farbte mir damals eine Anzeige.“ Sie hand auf und trante in einem Schreckens mit vielen Leben herum. Dann reichte sie Meta ein Blatt Papier. „Hier ist die Anzeige von Baron Strafers Vermählung mit Madine v. Biental.“ Lange blickte Meta darauf nieder. Dann hob sie das Blatt heftig auf. „Was konnte ihr die Stadtzeit, daß Wiltshire frei sei, heute noch nützen? Höchstens, daß sie ihr eigenes Schicksal noch bitter empfand.“ Wieder trat eine Pause ein. Draußen war die Sonne vom Frühlingssimmel verschwunden. Große, dunkle, gelb-schwarze Wolken zogen darüber hin und warfen ihre Schatten in das Gemach. Frau Bettina öffnete sich auf. „Wie wollen von etwas anderem reden, Meta. Ich werde nicht mehr lange leben.“ „Ob — Mama —“

„Lach nur. Ich fühle es und es hat keinen Sinn, sich darüber hinwegzusetzen. Vorher möchte ich Ordnung machen in allen Dingen. Ich weiß, daß du mit deiner Rente nicht auskommen kannst. — Der Vorriß von 5000 Gulden, welchen du kürzlich von Doktor Klammer gefordert hast, beweist es mir. Wenigstens dieser Betrag müßte ich dir entgegenstellen.“ „Mama! Meta farbte maßlos erkaunt aus dem weit geöffneten Augen auf Frau Bettina. „Ich verstehe dich nicht... von welchem Vorriß sprichst du? Ich habe niemals einen begehrt...“ Die alte Frau wurde unruhig. „Es sind noch nicht acht Tage, da legte mir Klammer, daß du 5000 Gulden wünschst. Er zeigte mir einen Brief mit deiner Unterschrift und fragte mich um Rat... natürlich ging das Geld an dich ab... foltest du nicht erhalten haben?“ Meta antwortete nicht. Jeder Blutstropfen war aus ihrem Gesicht entwichen. Immer noch hing die Bild mit dem Ausdruck namenlosen Schreckens an Frau Bettina. Es war totentfält in ihm. Dann kam langsam das Versehen in den Blick der alten Frau. Sie seufzte tief auf. Meta packte in fieberhafter Angst ihre Hand. „Mama,“ stammelte sie außer sich, „ich beschwöre dich, glaube mir... Ich wüßte nichts davon... ich hätte niemals eingewilligt... niemals.“ Frau Bettina nickte. „Du bist eine Vollwaise, deine Gelder in Empfang zu nehmen?“ fragte sie erndlich. „Ja. Er wollte es so — gleich anfangs und ich dachte mir nichts dabei.“ „Nicht für den Erziehungsbetrag des Kindes?“ „Ja.“ „Du lebst in Gütergemeinschaft?“ „Ich glaube. Es wurde damals ein Ehevertrag aufgesetzt, ich verstand nur die Hälfte davon — es schien mir so notwendig und ich unterzeichnete einfach, ohne überhaupt genau zu lesen. Vermögen desich ich ja nicht. Die Rente fügen mir

gehört — ob er oder ich sie in Empfang nahm, war gleichgültig. Du weißt, Mama, mit Geldedigen hatte ich im Leben nie etwas zu tun, und ich hielt ihn ja für einen Ehrenmann.“ Frau Bettina nickte nach. „Das ist sehr schlimm! Es höft alle meine Pläne über den Sausen. So lange du dieses Namens Frau bist, hätte es keinen Sinn, dir Geld zu vermachen — alles würde doch er in die Hände bekommen.“ „Wäreft du bereit, dich scheiden zu lassen?“ Sie blickte Meta prüfend an. „Ja,“ antwortete Meta ohne Zögern, „nach dem, was er tat, und ich für einen Schurken halten, und auch das bloße Leben neben ihm wäre mit eine Qual. Aber ich fürchte, er wird nicht einwilligen — und ihn zwingen — öffentlich — auf Grund seiner Falschung, das was Mama, bräutige ich nicht aufzulegen.“ „Du hast recht. Auch ich würde das nicht wünschen. Er ist meines Sohnes Nachfolger, er soll nicht öffentlich gedemütigt werden. Wir wollen von diesem Brief nicht weiter reden und auch Doktor Klammer in dem Glauben lassen, daß deine Unterschrift echt ist. Vielleicht gibt es einen andern Weg. Ich werde mit ihm reden.“ „O, Mama, wie gut du bist!“ „Ich muß nur gut zu machen. Sollte ich dich noch Mißtrauen haben und noch für etwas sorgen zu können im Leben, so wirst du mich nicht verlassen. Ich werde dir alles tun, was du willst. Ich werde dir alles tun, was du willst. Ich werde dir alles tun, was du willst.“ Sie klangelte. (Fortsetzung folgt)

Neues aus der Geschichte der Klosterschule Köstebien.

Der Herr Rektor als Zeitschriftsrevisor — Vom Nonnenkloster zur Anstaltschule — Die paradiesische Köstebien-Gegend — Moderne Pädagogik vor 160 Jahren — Zeitschriften als Schulbuch — Der Preisverleih der Klosterschule.

Aus alten Zeitschriften mitgeteilt von Werner Kahne.

(Nachdruck, nach ausgabenweise, verboten.)

Über die Geschichte der Klosterschule Köstebien ist gerade in diesen Wäldern schon so oft berichtet worden, daß man fast annehmen möchte, es gäbe nichts Neues mehr, was die Forschung hier an das Licht der Gegenwart befördern könnte. Und doch ist es anders. Bei jenen Arbeiten für die diesjährige internationale Pflanztagung in Köln stieß der Verfasser dieser Zeilen in einem alten, vergilbten Bande des „*Grundrißs*“ publizistischer Zeitschriften-Interessenten in Prag und Anzingen, vor Stadt- und Landwirthe, zum Besten des „*Nachwuchses*“ auf eine längere Abhandlung über die Klosterschule zu Köstebien, die sich über zwei Nummern der wöchentlich erscheinenden Zeitung erstreckt; es sind dies die Blätter vom 20. und 27. August 1768. Gerade in dieser Zeitschriftenblätter, die gewöhnlich nur Anzeigen brachten, muß der längere Artikel ganz anders angefallen; man geht fast föhrl in der Annahme, daß er nicht zuletzt dazu dienen sollte, in diesem damals sehr verbreiteten Blatte für das Kloster Köstebien die Aufmerksamkeit der Leser zu erwecken. Der ungenannte Verfasser weiß jedenfalls mit den Verhältnissen anständig und Bescheid und entwickelt in seinen Ausführungen ein so auffälliges Bild von den Verhältnissen an der Klosterschule, daß sie uns in dieser Beziehung auch heute noch recht lehrreich erscheinen. Wellest ich es der Herr Rektor selber gewesen, der sich vor nunmehr 160 Jahren so erfolgreich als Zeitschriftsrevisor betätigte. . .

Der gegenwärtige Aufsatz betrifft sich ganz sichtlich, Bezeichnung der Klosterschule Köstebien. Er beginnt mit wenigen aufklärenden Angaben über die Lage des Ortes selbst. Es heißt da (in die heutige Schreibweise übertragen) u. a.:

„Köstebien ist ein Kloster, bei welchem gleich nach ein in das Kirchliche Amt Wendelstein gehöriges Dorf gleichen Namens liegt, das von dem anstaltschulischen Kloster oder Hofe zu unterhalten ist. Es liegt in Thüringen, von jedem 5 Stunden weit entfernt. Von Köstebien sind bis dahin über Meiningen und Duermit beinahe acht Meilen. Die nächsten Städte sind Querfurt, Müßbach und Wittern, jede 6 Stunden, und Weisla, noch nicht eine Stunde weit.“

Es folgt nun ein kurzer Rückblick auf die Geschichte der Klosterschule, in dem angegeben wird, daß diese in früheren Zeiten ein „*abliges*“ Fräuleinskloster und Nonnenkloster gewesen sei, das, dem alten, sehr berühmten Kloster der Herren von Wilsleben zugehörig war. Heinrich von Wilsleben, Erbs, Lehns- und Gerichtsherr auf Wollmerfeld, Wendelstein, Köstebien u. a. Orten, ist der Gründer der Klosterschule Köstebien i. J. 1509 geboren, trat er mit Autors Reformation zum neuen Glauben über und man bald nach dem Gedanken, das Nonnenkloster in eine evangelische Lehrerschule zu verwandeln, in eine evangelische Lehrerschule zu verwandeln, in die drei benachbarten kirchlichen Landesstellen durch Moriz von Sachsen, wurde sein Plan von der Obrigkeit genehmigt. Nach der Gründungsurkunde vom Jahresmal der Herr von Wilsleben auf Wollmerfeld Erbadministrator des Klosters. Er batte das Recht, die Lehrer zu berufen und die Verteilung der dreifach Freistellen vorzunehmen (17 davon waren für einen Kunder vorgesehen, während die restlichen 13 durch Familienvertrag an die Weiten berer von Wilsleben fielen).

Wie weiter berichtet wird, ist die Klosterschule nach ihrer Gründung mangels Schülern unterworfen gewesen. Im Jahre 1680 wurde sie schließlich durch eine evangelische Bräutigam bis auf die Grundmauern zerstört, sodas sie in den folgenden lediglich 3 Jahre n i d t b e n u t z t werden konnte. Erst 1741 gelang es, sie von neuem anzulegen. „*Porzegg*“ (also 1768) geteilt die Schule das Wilsleben, der Hofmeister Johann Herr, Herr Dietrich Weisla des Klosters, der Herr, Damm, zu Sachsen hochbedienten Hofmeister, den Herr, das als ihren vormaligen Erbadministrator zu verstehen, dessen unermüdet trauer Vorzoge für das gemeine Beste Gott aus Gnaden reichlich vergelten wollte.

„Das alte Kloster Köstebien liegt ganz nahe an der Landstrat in so einer angenehmen Gegend, daß einmal ein gewisser berühmter Mann das Urteil fällte: wenn er nicht aus der Geographie überzeugt wäre, so würde er gewiß dafür halten, daß das Paradies daselbst zu gewesen sein müsse.“ — So beginnt der unbekante Verfasser sein Kapitel über die „*Befchaffenheit*“ der Klosterschule. Schade

*) Aufnahmehat in der Sechziger Universitätsblätter.

zur, daß auch der Name dieses „*genießten*“ berühmten Mannes“ nicht überliefert worden ist! Die heutigen Köstebier würden ihn sicher gern kennen lernen. —

Doch die Beschreibung des „*Paradieses*“ geht weiter: „*Ein* Tal, das eine halbe Meile breit und mehr als eine ganze Meile lang ist, wird auf der südlichen, östlichen und nördlichen Seite mit einer meistenteils aneinander hangenden Weisse waldiger Berge umgeben, die nicht der grünen Aue die Augen ungeniem belustigen. In der Stille dieses Tales prangen da s e r r i d e S c h u l g e b ä u d e, in dem Lehrer und Schüler bestimmen worden. Daselbst ist um das Jahr 1740 zustande gebracht worden, nachdem man die 14 Jahre daran gearbeitet hatte. Es ist nach der besten Bauart zwei Stof hoch aufgeführt und stellt ein Quadrat (im Grundriß) dar, woran der Morgen-, Mittags- und Abendstügel zur Wohnung dienen, der vierte aber gegen Mitternacht zur Kirche bestimmt ist.“

Weiter wird berichtet, daß in diesem Saale 60 junge Leute zusammen wohnen und zwar so, daß je drei Schüler in dem oberen Stockwerk zwei Zimmer für sich haben; eins, worin sie den Tag über sind, das andere als Schlafraum. Tisch, Stuhl und Bücherstühle sind nebeneinander der folgenden Reihen dem hauptsächlichsten Hausat.

Die Lehrgängen wurden im unteren Stockwerk in drei verschiedenen Klassen abgehalten, die den Winter über auf Kosten des Klosters rechnet wurden.

Auch über die Lehrerschaft der Klosterschule gibt der Chronist eine neue Auskunft. Demnach waren drei ordentliche Lehrkräfte angeteilt, die sich Rektor, Konrektor und Tertius betitelten. „*Der* gegenwärtige Rektor M. (=Magister) Johann Gottrich Schützger, der Konrektor M. Gottlieb Salomo Schärer, und der Tertius (= der Dritte) Carl Ludwig Philipp Wandel.“ Außerdem hatte die Klosterschule ihren eigenen Prediger und Gesangsleiter, der auch Religionsunterricht erteilte. 1768 war es Johann Christian Joachim Silber. Zu der Aufsicht über die Scholaren außerhalb der Lehrstunden wechselten sich die Lehrer abwechselnd ab.

Interessant sind auch die damaligen Aufnahmebedingungen der Klosterschule. Snaben unter 13 Jahren wurden nicht zugelassen; die Kenntnis des Lutherischen Katechismus sowie der Hauptregeln der griechischen und lateinischen Sprache war Voraussetzung der Aufnahme. Die Schüler mußten auch bereits insafnde sein, das Lateinische hinlänglich verstehen und sich Griechische zu lesen, declinieren und conjugieren zu können.

Wer nicht um eine der dreifach Freistellen einkommen wollte, hatte sich beim Rektor vorzustellen und erfuhr bei dieser Gelegenheit, ob er „*mit*“ Bewilligung des gnädigen Herrn Erbadministrators“ Eingang in die Schule finden konnte oder nicht. War diese Formalität erledigt, so konnte der Schüler zu Hiert bzw zu Michaelis von seinen Eltern der Klosterschule zugeführt werden, was nach Vorchrift des Rektors möglichst an einem Montag erfolgen sollte. Gleich nach seiner Ankunft mußte sich der Jüngling in der sog. Schnoballschule vor verammeltem Kollegium einer Aufnahmeprüfung unterwerfen.

Was diese betrafen, so gelobte der neue Klosterscholar seiner zukünftigen Lehrern durch Sanftigkeit, „*das* er unter Gnadenregierung des heiligen Geistes nicht allein fromm und gottesfürchtig, sondern auch gehorsam, fleißig und eifrig konstant sein wolle.“

In dem eigentlichen Unterricht stand naturgemäß die christlich-religiöse Erziehung im Vordergrund. Hier dient nicht nur die Sermonen des Klostersarrers, sondern auch regelmäßige Vorträge seiner Predigten, Bestandten, eindruckliche Vorbereitungen auf Festtage und Abendmahl usw. Was den Unterricht in der Sprache anbelangt, so muß es uns heute ganz besonders freuen, daß man bei den jungen Leuten damals bei aller Gelehrsamkeit Anleitung gab, ihre deutsche Muttersprache ausüben zu können, „*und* zwar nicht in ihr „*deutlich*“ und „*ordentlich*“ ausdrücken zu können, „*und* zwar nicht in ungebundener Rede, sondern auch, wo ein praktisches Natural vorhanden ist, in Versen.“ — Wer der damals ausschließlich vorherrschenden humanistischen Bildung will das auf alle Fälle viel heißen! Daneben wurde natürlich fleißig das Griechische und Lateinische gelehrt. Die Schüler lernten unter Anleitung ihrer Lehrer die klassischen Schriftsteller des Altertums, lieferten danach Ausarbeitungen und Uebersetzungen, die ihnen dann eingehend corrigiert wurden. Auch mit der hebräischen Sprache wurde die Klosterscholaren bekannt gemacht; ebenso war Gelegenheit geboten, sich Kenntnisse im Französischen zu verschaffen.

In pädagogischer Hinsicht scheint man damals in der Klosterschule Köstebien in manchen Punkten recht modern — fast möchte man sagen: in der Ertwicklung um mehr als ein Jahrzehnt undert voraus! — gewesen zu sein. Den aufstrebenden Stumpfheit des mühsamen Auswendiglernens der grammatikalischen Regeln hatte man hier, wie uns ausdrücklich geschildert wird, schon damals erkannt und verworfen. Die Grammatik wurde vielmehr „*durch* Lösung bei dem Lesen der Autoren, durch stüres Aufschlagen und durch die Anwendung der Regeln immer bestanter gemacht.“

Ein Grundsatz, mit dem auch moderne Pädagogen übereinstimmen dürfen.

Nach mehr oder weniger hin, wenn wir weiterhin lesen, daß man zur Verlebendigung des Geschichtsunterrichts allmählich in einer bestimmten Stunde die neuesten politischen Zeitungen gemeinsam mit dem Lehrer las und sich so ein Bild der gegenwertigen „*Geographie* und „*Historie*“ machte. Moderner kann unter „*Schul*“ unterricht auch heute — nach 160 Jahren! — nicht sein! Es hat jetzt erst in wenigen Ländern das Zeitungslesen als reguläres Schul f a c h eingeführt worden. „*Als* schon dagewesen“ könnte also Ben Afrika auch hier wieder einmal auftrumpfen. — Merkwürdig also, daß vorher Befahren den Wert der Zeitung angesehen besser eingeführt hätte, als dies manche Kreise heute zu tun pflegen.

Was wundert es uns hiernach noch groß, daß die Klosterschule Köstebien auch M i s t i n u e n erzielte und so allem gar wohl Gelegenheit hatten, „*den* Zeit zu einer ordentlichen Stellung und anständigen Bewegung bilden zu lassen“, — also auch L e i b e s i d u n g e n trieben! ? — Haben wir uns nicht durch manchmal ein ganz fallches Bild von diesen Klosterscholaren gemacht? Was bedeutet hier allr „*Fortschritt*“! Die Klosterschüler von damals würden es mit unserer vermeintlichen Jugend von heute, besonders der in den Großstädten, sicher mehr als zehnmal aufnehmen können. . .

Aber sie hätten wahrscheinlich ganz gar keine so große Lust gehabt. Dazu ging es ihnen in Köstebien viel zu gut. — Dem Chronisten hat es anscheinend selber viel Freude bereitet, über die Veranlassung der Klosterschüler zu berichten zu können. In ausführlicher Breite beschrieb er sich mit dem Speises et cetera et cetera et cetera et cetera. „*Der* Tisch wird mittags um 11, und abends um 6 Uhr, von dem Anwärter, der auch die Tisch bedient, zurecht gemacht. Auf jede M i t t a g s - und A b e n d m a h l wird nicht Brot und Bier (1), eine Suppe, getrocknetes Fleisch, oder ein bestes Fleisch mündlich köstlich, und Bismut gereicht. Zu dem Braten kommt jedesmal Salat oder saure Gurken usw. Nach Beschaffenheit der Jahreszeiten werden auch zweifelhafte, Obst und verzeihen, und an den Festtagen Kuchen aufgetragen. Die ganze Schule genießt diese Stoff jedesmal unter Aufsicht eines Präceptors in dem, sogenannten Coenaculo (Speisesaal) an sechs verschiedenen Tischen. Es kann auch jeder, der für sein Geld ein Frühstück oder Tee verlangt, gar leicht dazu gelangen.“

Nun bei dieser Beschreibung werden es die Klosterschüler auch damals schon haben anhalten können! Aber auch sonst in jeder Hinsicht war für ihr zeitliches Wohl gesorgt. Der Chronist berichtet, daß vor, für e r e i n e i g e n e r K l o s t e r m e i d i s, der Herr Doktor O r z o g, bestellt worden ist, welcher sich in dem angrenzenden Dorfe (also Köstebien) niederlassen und unter billigen Bedingungen gebodenes Amt übernehmen hat. „*Zu* Hülfe von franten Jünglingen hatte man auch eine besondere „*Schule*“ in der Klosterschule eingerichtet.

Zum Schluß des Artikels, auf den hier nur in den wesentlichsten Punkten eingegangen werden konnte, wird auch die Höhe des Schulgeldes für einen Schüler angegeben. Danach hatte der Schüler bei seiner Aufnahme 6 Taler und 16 Groschen zu entrichten. Ebenfalls war auch beim Abgange von der Schule zu zahlen. Die Pflanztagungsgebühren betrug mündlich 18 Groschen und für das Jahre 30 Taler. Außerdem hatte jeder von den vier Lehrern alle Kosten zu seinem Bestenstand ein besonderes „*Angeld*“ zu befrachten. Interessant ist noch die Angabe, „*Ze*“ in den Jahren zu halten, kostete die Person jährlich etwa 2 Groschen.“ Das ein Schüler sich über die neuesten Erfindungen an Hand seiner eigenen Zeitung unterrichtete, war also selbstverständlich.

Der Zeitschriftenaufsatz von anno dagamal schließt mit den Worten: „*Dos* ist also die ausführliche Beschreibung der Klosterschule Köstebien, welche aus keiner andern Abhandlung mitgeteilt wird, als dem zur Ehre Gottes abgebenen Verlangen hoher Patronen, denen das Wohl der Scholaren und des Vaterlandes am Herzen liegt, Genüge zu tun.“

Der Herausgeber des Zeitschriftenaufsatzes fügt hinzu: „*Gegen* wärtig ist die Klosterschule mit etlichen und jetzt Knaben besetzt. Man hoffet in kurzen von Erneuerung der Lehrer an dieser Schule, auch von andern Verbesserungen dieser Anstalt, nähere Nachrichten durch die Blätter mitteilen zu können.“

Auch wir heutigen Menschen wollen die Wichtigkeit einer guten Schule für das Gedeihen uneres Vaterlandes nicht verkennen. Wenn wir uns hier in dieser Hinsicht mit unserer Klosterschule Köstebien beschäftigen, so wollen wir damit den hohen Stufwert dieses altbewährten Erziehungsinstituts für das aufstrebende Geistesleben auf's neue unterstreichen. Wollen uns dem Allen lernen und froh an dem Baues Hens gehen. Denn auch hier gilt die Welt milder als anderswo des Dichters edle Mahnung:

Was Du ererbst von Vornen Vätern hast, Erwirb es, um es zu besitzen! —

Von Freihling zu Freihling

Roman von A. A. Reinefeld

44. Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

„*H*ier, richtig Sie die Fremdenzimmer haben sofort hier, die gnädige Frau bleibt bei uns. Wenn etwas zu besorgen notwendig ist, kann Corinthe es aus der Stadt mitnehmen, er soll sich bereit machen und meinen Entel mit der Erzieherin aus Semmerruhe holen.“

„*S*ehr wohl, gnädige Frau.“

Frau Urt verließ das Zimmer.

Wie hitzig es sein muß, wenn Konradchen da draußen im Garten spielen wird! dachte Frau Bettina. Und welche Augen Professor Burger machen wird, wenn er heute abend zum Tee kommt! Sagte sie nicht, das Kind liebe Musik leidenschaftlich?“

„*S*a, Mama.“

„*G*ut. Burger soll ihm vorspielen. Wir werden auch einen Musiklehrer engagieren.“

„*D*ann möchte sie sich um und überfliegen den ganzen Raum mit einem Blick.“

„*W*ie sonderbar!“ sagte sie, „*h*ier kann ich so viele Gedanken und auf den einen, einfachen, netzlichen kam ich nicht; daß wir drei von Nichts wegen doch zusammen gehen! Wie weit hätten wir dies schon vor Jahren haben können!“

Maria antwortete nicht.

Ihr Bild ging weit in die Ferne, über die Baumkronen des Gartens hinaus, und sie dachte bekommen, wie rührend das Leben der drei Kinder so viel Verdrägen und Enttäufungen erblüht ein Frieden Heimat. Würde sie hier endlich ausruhen dürfen? Verzeihen können?

14.

„*S*immer wieder beschäftigte Maria der Gedanke, wozu Montelli so viel Geld brauche? Hatte er alte Schulden? Komme er überhaupt nicht wirtschaften? Freilich, er warf das Geld mit vollen Händen hinaus.“

Jede Pause mußte beschleunigt, jeder Wunsch erfüllt werden. Die Gneuer kehrten nirgends so gerne ein, als auf Dopolanyi, seit Montelli dort wohnte. Die Dienstboten vergrößerten ihn ob seiner Freigebigkeit, und die Gutsbesitzer der Umgegend, welche selbst alles eher als sparfam waren, priesen seine Noblesse.

Wie sollte dies nun werden, wenn er die Stelle in Dopolanyi aufgab? Sein Vermögen war ja zu Ende. Immer heißer wurde Marias Angst, daß er sie nicht würde freigeben wollen, bloß um seine einzige Einmalige nicht zu verlieren.

Sie hatte seine Briefe bisher unbeantwortet gelassen. Nun schrieb sie ihm und versuchte, ihre beiderseitige Lage klar zu stellen.

Ein weiteres Zusammenleben habe keinen Sinn mehr. Wenn beiden Willen würde ihr nicht wenig, gewisse Dinge zu verlassen. Dagegen ließe sie ihm, falls er in die Eheigung willige, viertelnden Gulden ihrer Rente an.

„*D*u hättest ihm meineteigenes das Ganze bieten können“, sagte Frau Bettina, „*w*ozu braucht du das Geld, wenn du bei mir lebst? In dem Moment, wo ich sterbe und du von diesem Mann frei bist, fällt dir das meiste ohnehin zu.“

„*E*s würde mir peinlich sein, dir so ganz zur Last zu fallen, Mama!“

„*M*hmm! Aber, wie du willst! Im Grunde ist es ja ein glänzendes Angebot für ihn, sein Mann von Ebre würde es annehmen.“

„*U*nd wenn er es nicht tut, was dann?“

„*B*ah, — er ist eben kein Mann von Ebre!“ sagte Frau Bettina wegernd. „*S*ollte er sich weigern, dann geschiede es nicht aus Ehrgefühl, sondern nur, weil er denkt, als kein Mann noch der Erde seines Geldes zu werden. In dessen Wert ist ihn darüber aufklären.“

Es vergangen die Tage und von Montelli kam keine Antwort. Aus den Zeitungen erfuhr Maria, daß das Verbot in Pest zu Ende war. Wieder bei den verschiedenen Breitereien ist den vordurchgehenden Wochen, noch am Verbot selbst hatten „*A*ram“, „*R*itty“ oder „*H*olda“ einen Egre errungen.

Und dann kam plötzlich an einem heißen, schönen Sonntag ein großer Brief aus Dopolanyi.

Maria sah mit Frau Bettina, Lena und dem Kinde im Garten. In der Umde über ihnen hangen Amlen und Fransen, ein paar Schritte entfernt plätschernde der Strahl eines Springbrunnens funkelte in der Sonne. Stille und Frieden umring das kleine Fleischen Erde.

Da brach Corinthe den Brief.

Maria erblühte, als sie die Schriftzüge erkannte. Maria öffnete sie langsam und begann zu lesen. Schon die ersten Zeilen nahmen ihr alle Hoffnung, Montelli war empört über ihren Vorstoß. Er hatte anfangs überhaupt nicht antworten wollen darauf und ihr Zeit gelassen, selbst zur Vernunft zu kommen.

Nun aber, da sie schwieg und immerfort schwieg, mußte er doch auch seinen Standpunkt klar stellen.

Von einer Scheidung könne er für allemal keine Rede sein. Er liebe sie und nichts in der Welt würde ihn bewegen können, sie frei zu geben.

Es folgte eine lange Abhandlung über seine Liebe und unermüdete Treue, über seine Werbung damals auf Briant, die sie doch freiwillig und von niemand beflußt aufgenommen habe. Es ginge nicht an, heute ein Eheband zu knüpfen und es morgen einfach aus Rame zu zerreißen. Er stahne, daß sie, die fittlich immer so hoch Denende, ihm dies vorschlage.

Nach dazu ohne Grund, denn, daß er in einer momentanen Begehrtheit einfach in ihrem Namen — wozu es als Ehemann sich völlig berechtigt fühlte — „*m*ein Teil des ihr rechtmäßig zugehörenden Geldes verlangt habe, könne sie ihm wahrlich nicht als Verbrechen anrechnen. Wo blüde die Solidarität der Gatten? Wo die Liebe, welche viel schwerere Dinge mit Freunden verzeihe?

Und daraus wolle sie einen Scheidungsgrund konstruieren? Wen jetzt, wo er ihren Wunsch erfüllt habe und ausschließlich für Bräutigam seine Stellung in Dopolanyi aufgegeben? Denn er habe bereits gekündigt und sei mit dem in seinen letzten dortigen Besuchen beglückt.

(Fortsetzung folgt.)

Das Leben im Bild

1928

1928

Illustrierte Wochenbeilage der
Kosleber Zeitung und des Nebraer Anzeigers



Albrecht Dürer: „Die Anbetung der heiligen Dreifaltigkeit“

Original im Museum zu Wien. Aufnahme der Photographischen Gesellschaft, Berlin

AK

Dom Tage



Mit „Weib und Kind“ wieder vereint. Während des Empfanges in New York von links nach rechts: Bürgermeister Walker, Frau Köhl, Hauptmann Köhl, Frau Fitzmaurice, Major Fitzmaurice mit seinem Töchterchen, Fräulein Hertha Zunters, Freiherr v. Hünfeld. Die Flieger tragen um den Hals das ihnen von dem Präsidenten Coolidge verliehene Fliegerkreuz, das außer ihnen nur noch Lindbergh, Cham-berlin und Byrd besitzen. Kochscher, New York

Bild rechts: Die drei Flieger während ihrer Triumpffahrt durch die Straßen von New York, davor Walter und der Vorsitzende des Empfangsausschusses



Press-Photo



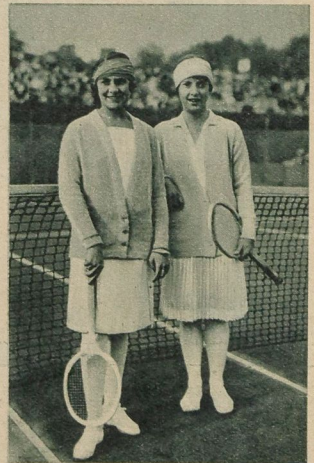
Mit welcher Begeisterung die Ozeanflieger in amerikanischen Städten empfangen wurden, geht aus unserer Aufnahme von der Einfahrt in New York hervor. Die Luft ist erfüllt von Papierfliegeln, die ihnen von der sie umgebenden Menge zugeworfen wurden. Straßen, Tribünen und Fenster sind überfüllt. — Das Bild zeigt anschaulich, wie der erfolgreiche deutsche Ozeanflug der deutschen Sache gedient hat. S. B. D.

Sport



Bild rechts: Gilly und Billy vor ihrem Kampf. Links die Spanierin Billy de Alvarez und rechts die junge Kölnerin Gilly Aufsem, die in dem mit Spannung erwarteten Kampf bei Rot-Weiß zum zweitenmal die spanische Meisterin schlagen konnte. Fräulein de Alvarez steht hinter der amerikanischen Weltmeisterin Helen Wills in der Welt-Rangliste der Tennisspielerinnen bisher an zweiter Stelle. Mit ihren wiederholten Siegen hat Fräulein Aufsem dem deutschen Tennissport erneut Weltgeltung verschafft. Groß

Bild links: Ein weiterer Lauf um die deutsche Krafttradmeisterchaft 1928, der auf der Berliner Aous ausgefahren wurde, brachte in der Klasse bis 1000 ccm einen Sieg Rüttdens auf einer englischen und bis zu 500 ccm einen Sieg Zündorf auf deutscher Maschine. D. B. B.



Mahlzeiten im Wandel der Jahrhunderte

Von der deutschen Ernährungsausstellung, 2. Bericht



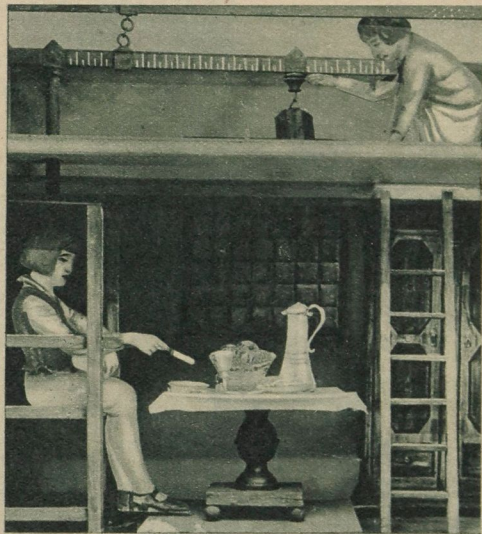
Wie etwa 1000 v. Chr. die Ägypter (oben links) und 1000 Jahre später die alten Römer (oben rechts) ihre Mahlzeiten einnahmen (in geschnittenen Figuren von der Danielmann-Schule Freie Akademie Mannheim dargestellt). In jenen Zeiten wurde noch mit den Händen gegessen, die während der Mahlzeiten wiederholt gewaschen wurden. Die Ägypter saßen beim Essen auf Stühlen, während die Römer — meist zu dritt — auf Bänken lagen.

D. P. P. 3.



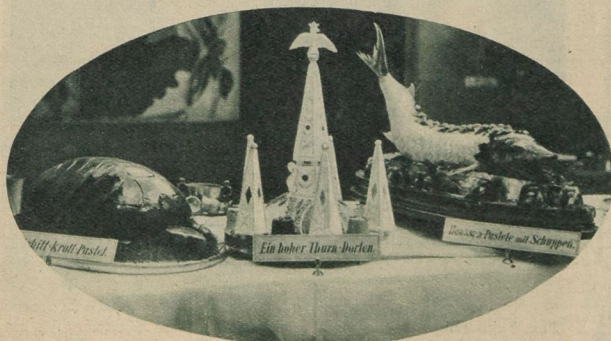
In der Renaissancezeit (um 1550) wurde das Essen in derartigen Fleischküchen zubereitet

P. P. D.



Im 1600 lebte Santori, ein Vorläufer der Ernährungslehre. Er setzte sich beim Essen auf eine Waage, und sein Diener mußte die Gewichtsveränderungen feststellen

Horlemann



Nach einem Kochbuch von 1850 hergestellte Schaugerichte

D. P. P. 3.



1928: Der Koch auf einem Dampfer bringt die aus Früchten hergestellte Platte. Sie ist „zum Anbeifen“. Oder ist sie dafür zu schade? Auch das Auge ist mit Sonderaufnahme Fröh v. Lindenau

Die Pressa in Köln

Rechts: Blick auf die Gebäude der Pressa, im Hintergrunde die Stadt Köln mit der Rheinbrücke und dem Dom. Diese internationale Presse-Ausstellung wurde Mitte Mai eröffnet und versucht zum erstenmal, das Wesen der Presse ausstellungsmäßig zu erfassen. Ganz neue Arten der Darstellung mußten gefunden werden. Die Ausstellung hat den Zweck, das Verständnis für die verantwortliche Aufgabe und für die schwere Arbeit der Presse in den breiten Massen zu fördern. Sie zeigt die Vielfältigkeit des in Wort und Bild gefassten und vervielfältigten Gedankens, den Einfluß der Presse in Kultur und Geschichte, in Niedergang und Aufstieg der Menschheit. Der geistige Inhalt gibt ihr das Gebräde. Daher ist die Pressa eine „Ausstellung des menschlichen Geistes“
Photothet



Unten: Ein Wahrzeichen der Ausstellung, die stilisierte Wiedergabe des Buchdruckerzeichens, des Greif
Photo-Union

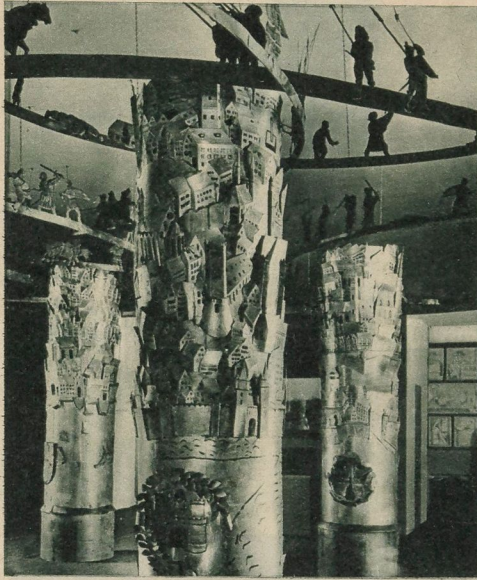


Bild rechts: →
Zur Eröffnung der Pressa, an der als Vertreter des Völkerbundes der Generalsekretär des Bundes Drummond (1), der spanische Votschafter de los Monteros (2), der preußische Innenminister Grzeinski (3), der amerikanische Votschafter Schurman (4), der Kölner Oberbürgermeister Adenauer (5) und der preußische Ministerpräsident Braun (6), dessen Eröffnungsrede vielfach kritisch aufgenommen wurde, neben vielen anderen hervorragenden Persönlichkeiten aus 43 Staaten teilnahmen
Photothet



Der Haupteingang zur Pressa in der Mitte des Staatenhauses, in dem die fremden Staaten ausstellen
Photo-Union
← Bild links: Die Säulenhalle desselben Staatenhauses mit dem Pressaturm im Hintergrunde
Photo-Union

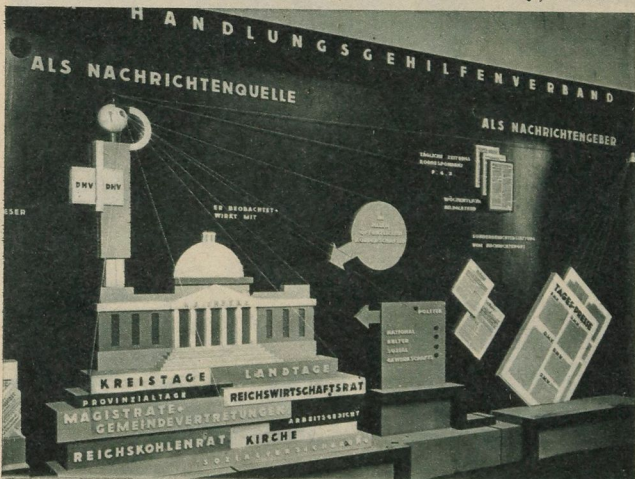




Blick in den Saal der Reichsregierung

Photofest

← Bild links:
Nachrichtenwesen
des
17. Jahrhunderts
Photo-Union



Der Stand des Deutschnationalen Handlungsgehilfen-Verbandes
Photofest

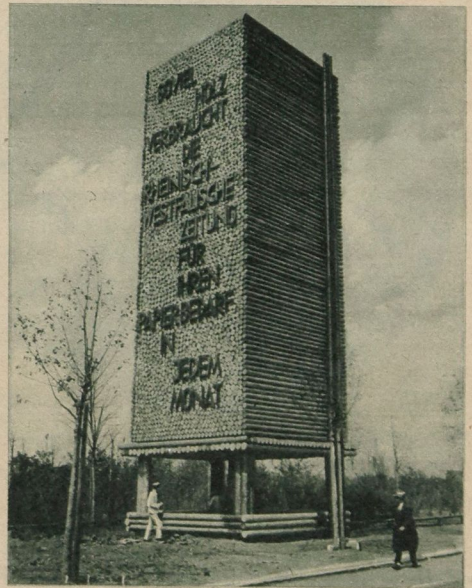


Bild Mitte rechts:

Die Not des abgetrennten Oberpfälzern, dem zum Beispiel über 44.000 Wohnungen und etwa 200 Volksschulen fehlen. Die Wand trägt die Mahnung an die Reichsdeutschen: Erhalte das Deutschtum im Grenzland! Sennede



Die drollige Riesenz Zeitung eines westlichen Verlages
Bild rechts: Anschauliche Darstellung der Holzmenge, die eine rheinische Zeitung monatlich zur Herstellung ihres Papiers benötigt
Dress-Photo
Sennede

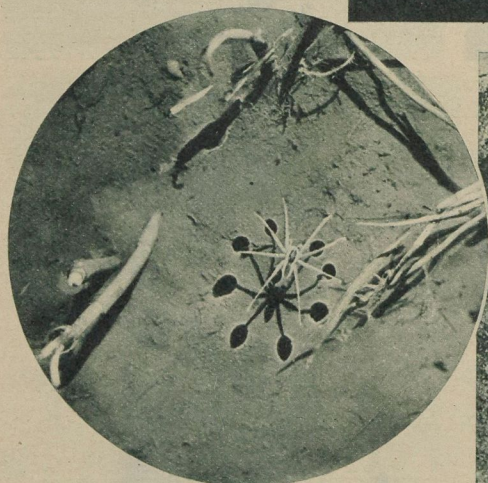
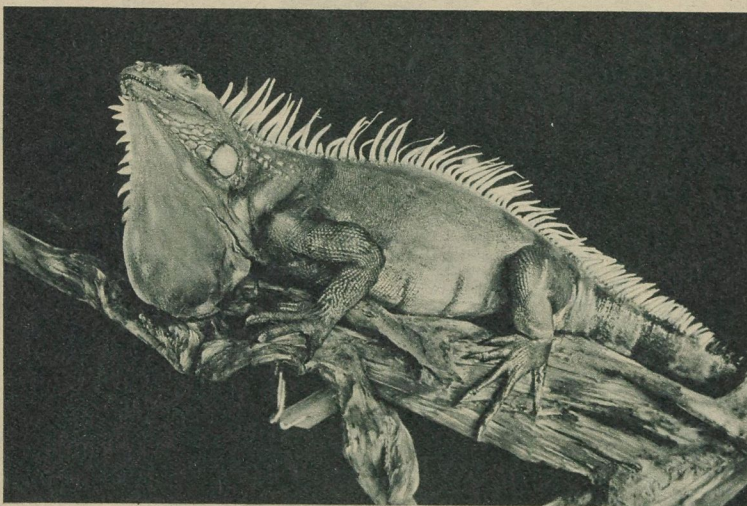


Aus dem Tierleben

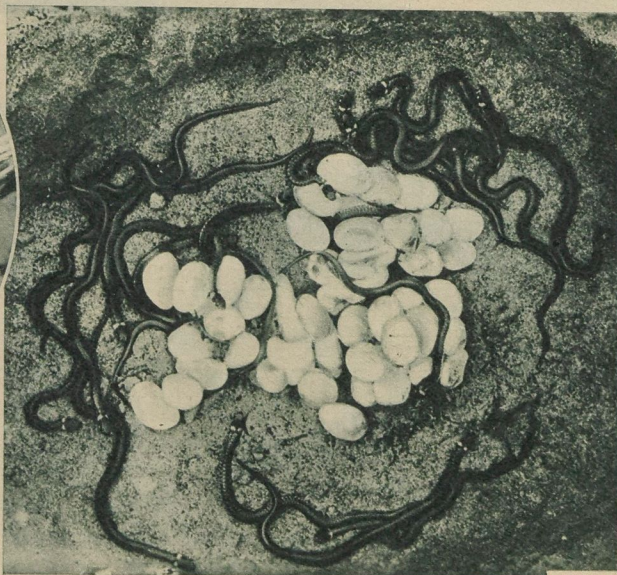


↑
Bild oben:
In friedlicher Gemeinschaft leben
Hanslücke und Küken, — doch nicht
überall!

★
Bild rechts: →
Ein Riesen-Iguanodon, eine Kamm-
eidechsenart, die größtenteils in Amerika
lebt. Es sind meist sehr große Tiere mit
einer Länge von über 1,50 Meter. Eigen-
artig wirt der Stachelkamm auf dem
Rücken und besonders der Kehlfack, der
größer erscheint als der eigentliche Kopf.
Das hier abgebildete Tier ist eine Kopie
des New-Yorker Zoologischen
Gartens Schlossauer

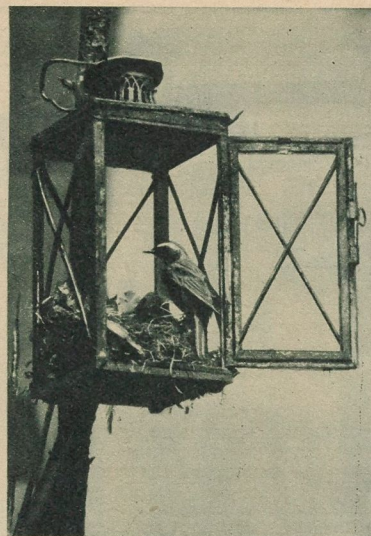


Spinne, über flaches Wasser laufend. — Eigen-
artig ist das Schattenbild, das auf dem Grunde des Tümp-
pels sichtbar ist: Die Berührung eines jeden Spinnenbeines
mit der Wasseroberfläche gibt einen dunklen Punkt. Leon
Bild rechts: Junge Ringelnattern, die eben aus →
dem Ei getrocknet sind; in der Mitte die leeren Eierhüllen



E. B. D.

★
Bild rechts: →
Ein
Rotschwänzchen-
Nest, das die Tiere
in einer alten Stall-
laterne anlegten. Das
Männchen sitzt am Nest-
rand, in dem die Jun-
gen mit weit auf-
gerissenen Schnäbeln
nach Nahrung
schreien
Christ, Würzburg



Sonderbare Bäume



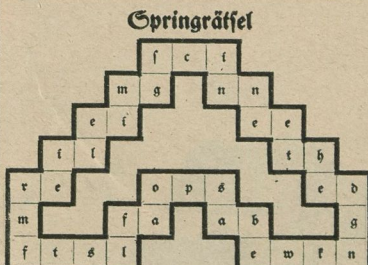
Eine **Koffkastanie**, die bei Hgader an der Elbe wächst. Der Stamm ist ganz schwach, kaum stärker als einer seiner knorrigen Äste. Die Sage erzählt, er sei aus einem Reis entstanden, das eine zum Tode verurteilte junge Gräfin verkehrt in die Erde steckte mit dem Ausruf: „So wahr dies Reis grün und wachsen wird, so wahr bin ich unschuldig“. Tatsächlich erwies sich später ihre Schuldlosigkeit. *Sokolowsky*



Eine merkwürdige Linde steht im Schloßhof der Augustsburg, Sachsen. *Sokolowsky*



Tausendjährige Buche in der Sachsenruh bei Bad Szeben in Oberfranken. Zu Obal: **Kirschbaum** des Schmiedemeisters Hufnagel in Waddachsbach bei Neustadt an der Aisch, dessen Stamm einen Umfang von 2 m hat; seine Äste laden, von Spitze zu Spitze gemessen, 18 m weit aus



Springräffel

Durch Überspringen einer stets gleichen Anzahl von Feldern ergibt sich ein Zitat aus Goethes „Reineke Fuchs“.

Silberräffel

Aus den Silben: a-an-an-bat-ben-berthe-chen-de-be-ben-den-di-dies-din-drid-e-e-en-er-ga-ge-gen-gen-bang-heit-holz-i-i-fa-fa-freis-fo-lan-lei-ma-na-na-na-ne-ne-ni-nor-o-or-na-rew-rid-rie-ro-ro-schnei-tag-te-ten-tha-the-trat-trau-um-ung-ue- sind 23 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, letztere von unten nach oben gelesen, ein Wort von Goethe ergeben; d = 1 Buchstabe. Bedeutung der Wörter: 1. deutsche Unverfälschtheit, 2. Feinart des Odysseus, 3. salpeterminerale Salz, 4. Schmauch, 5. Kleidungsstück, 6. kirchliche Handlung, 7. Symphonie von Beethoven, 8. Männername, 9. Gebirge in Südamerika, 10. militärische Formation, 11. Holzart, 12. euro-



„**Technisierung**“ der Landwirtschaft wird vielfach gefordert, um sie wieder ertragsreicher zu gestalten. Nachdem der Motor-Flug, Dreifach und dergleichen liberal eingeführt wurden, wird nunmehr auch noch die „**Technisierung**“ des jeweils notwendigen Wertes durchgeführt. Der Landwirt schaltet ganz nach Bedarf von seinem Bett aus elektrisch ein: Sonne, Regen oder — bei guter Versicherung und schlechter Ernte — Hagel. Wir können im Bilde leider nur die Inneneinrichtung zeigen, da die Außenanlage noch das Geheimnis des Erfinders ist. Sonderzeichnung für unsere Beilage von Leonhardt

päischer Staat, 13. römische Göttin, 14. parlamentarische Körperschaft, 15. Auszeichnung, 16. Gebäud., 17. europäische Hauptstadt, 18. König der Westgoten, 19. Verteilung, 20. Schweizer Landschaft, 21. Wurzelfrucht, 22. Empfangsgerät, 23. Fluß in Polen.

Palindrom

(zweifüßig)

Auf Eins verfaßt man allerlei,
Auch Nichtigkeit und vielen Zwei;
Bereinigt wir es Einszwei nennen,
Wie wir's auch rückwärts lesen können.
B. R. G.

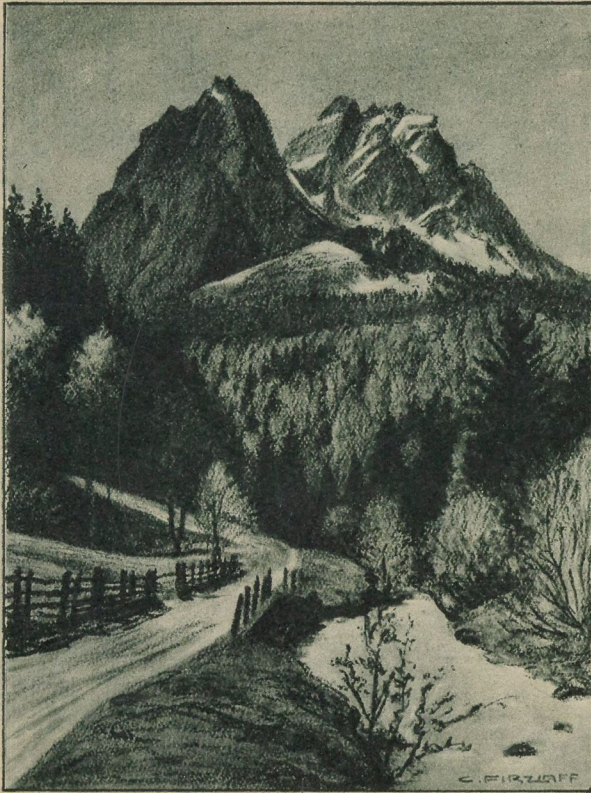
Auflösungen aus voriger Nummer:

Silberräffel: 1. Delphi, 2. Abkommen, 3. Rajaden, 4. Narew, 5. Gaineite, 6. Abolution, 7. Tagelohn, 8. Dievenow, 9. Astari, 10. Stentor, 11. Laaland, 12. ewiva, 13. Bacchus, 14. Eril, 15. Nereide, 16. Wanderstab, 17. Citrabe, 18. Radieschen, 19. Feltow, 20. Ulna, 21. Petrolog, 22. Däne, 23. Streifenmann. „Dann hat das Leben Wert und Sinn, wenn wir das Leben wagen“.

Geographischer Vorzug: ein Fluß, Einfluß. Geographisches Kapselfräffel: 1. Eder, 2. Ems, 3. Enz, 4. Erturt, 5. Rhein, 6. Schweden. Füll-Räffel: 1. Schlegel, 2. Schwege, 3. Tischler, 4. Garichin, 5. Galosche, 6. Nordisch. Besuchskartenräffel: Zollinspektor. Trübes Gedenten: F-land-ern. Zahlenwunder: Revierförster — Vier Förster.



Deutsche Landschaft



Am Hölleental mit Blick auf Zugspitze und Wazentzette

Bild rechts: An einem Waldsee
Zwei Sonderzeichnungen für unsere Beilage von E. Fitzlaff



Die Landstraße / Nach einer Zeichnung von Franz Abris



Welch' ein wundersames Klingen?
 In der Luft welch' süßes Weben?
 Gleichsam als ob Engel schweben
 Überm Glütenduft und singen.

Vor der Sonne gold'nen Strahlen
 Fliehet die Nacht. Sei! wie sie huschen
 Und mit immer schön'ren Tuscheln
 Goller Pracht alles farbig übermalen,
 Bis die Welt, ein einz'ger Garten,
 Leuchtend spricht, immer neues
 [Leben quillet
 Und von Gottes Geist erfüllet
 Pfingsten grüßt, auf das wir harreten.

Pfingsten

Nebraer Anzeiger



DAS FEST DES GEISTES

Der Frühling blüht in seiner strahlendsten Fülle. Die Glocken läuten das Fest des Geistes ein.

Das Fest des Geistes! Es gab eine Zeit, in der unter den drei hohen Festen des Kirchenjahres dieses Fest den Menschen nicht ganz so nahe ans Herz griff wie Weihnachten und Ostern. Das Kindlein in der Krippe und die Gestalt des Auferstandenen — das innere Auge schaute sie, das Herz konnte sie ergreifen, in sich fassen und lieben. Aber der heilige Geist? Das war ja so unwirklich! Man konnte es nicht recht anschauen und fassen, man wußte eigentlich nicht recht, was es ist —, wenn man auch gelernt hatte: die dritte Person der dreieinigen Gottheit. Heute wird das wunderbar anders. Die Kinder unserer Zeit haben unter dem Druck des Materialismus so schwer zu leiden. Die Welt wird ihnen ja wie zu einem Gefängnis, in das sie mit lauter sichtbaren, vergänglichen Dingen eingesperrt sind, daß ihnen allmählich sehr klar werden kann, was Geist ist: Geist ist das, was dem Leben fehlt, wenn man sich nur an das Sichtbare hält.

Geist ist das, was dem Innern Freiheit gibt und Weite, was unser Herz in die Sphäre der unvergänglichen Werte einführt, was uns ein Übersicheres gibt, so daß wir das Leben unter uns sehen und seinen Sinn erkennen. Ach, wie sinnlos, ach, wie leer und arm, grau und nüchtern und kalt ist das Leben, wenn man sich nur an das Sichtbare hält! Den Tag füllt Arbeit aus, die macht man nur um des Geldes willen und so bietet sie aus sich heraus keinen Reiz, und so befriedigt sie auch das Innere nicht und kostet darum nur um so mehr Kraft und gibt gar keine. Und hat man sich durch seine Arbeitsstunden hindurchgequält, dann sucht man Freude. Aber man ist müde und abgepannt, dumpf und stumpf, da greift man unwillkürlich zu Reiz und Rausch und flacher Sensation, zu Vergnügungen, die innerlich auch wieder nicht befriedigen. Ist das ein Leben? Wozu lebt man eigentlich? Die Menschen rundumher tun so, als lebte man, um

seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Aber ist das nicht sinnlos? Und die Welt wird so selbstam gemein und immer gemeiner. Früher galt doch das Edle, das Erhabende! Heute findet man es lächerlich, man findet es altnodisch, an das Edle zu denken. Man ist realistisch geworden, sagt man und meint eigentlich: man hält sich an das Gemeine.

Meine Brüder, schaut auf: goldene Aetherbläue umstrahlt uns, der Frühling grüßt uns mit der reinen Schönheit seiner Blüten! Meine Brüder, horcht auf: Glocken läuten das Fest des Geistes ein! Haltet still auf eurem Wege und hebt euer Herz empor: „O heil'ger Geist, lehr' bei uns ein!“

Dann schlägt das Leben wunderbar tiefe, leuchtende Augen auf und gibt uns Offenbarung und zeigt uns seinen Sinn. Und fordert von uns, daß wir Linie halten, die reine Linie unseres Lebens. Wie aber sie erkennen? Die zeigt uns der Geist! Wie aber sie fassen? Gut sein! Mit aller Kraft gut sein wollen. Klingt es altnodisch? Klingt es kinderhaft einfach? Es ist dennoch, Brüder, der ewig-eine Weg zum heiligen Geiste! Wer mit Kraft gut sein will — und zwar nicht in jener dünnen, liebeleeren Lichtigkeit, die sich selbstgerecht bespiegelt, sondern mit einem warm, liebeerfüllten Herzen —, dem wird der Geist sich offenbaren.

Wenn Gott der Vater strömt aus seinem Herzen aus Liebeswillen und schafft daraus die Welt; Gott der Sohn ist das Urbild für die werdende; Gott der heilige Geist ist die lichte Brunnquellkraft, die von innen her alles durchfließt, belebt, nährt, lenkt und hinaufentwidelte und uns den Weg beleuchtet, so daß wir die reine Linie unseres Lebens aufleuchten sehen.

O heil'ger Geist, lehr' bei uns ein
Und laß uns deine Wohnung sein!
O komm', du Herzenssonne!

Gertrud Prellwitz.

DIE BEIDEN GUTSHÖFE

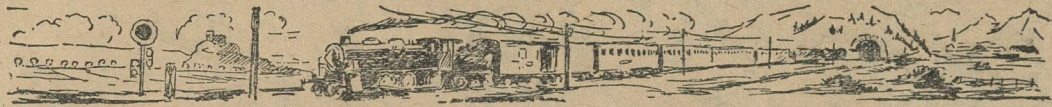
Wenn man als Mädel von sechzehn Jahren mit dem zuverlässigsten Schnellzug aus dem Pensionat in das fessellose Glück der Pfingstferien fährt, dann läßt man sich von keinem salutierenden Streckenwärter davor warnen, das übermüdete Köpfchen zu weit aus dem Wagenfenster herauszustrecken. Man setzt sich höchstens von selbst wieder auf die Polsterbank, um den ganz verrückten Brief zum zehntenmal zu lesen, den ein gewisser Referendar Udo von Jettenbrinck zu schreiben sich anmaßte. „Mein liebes, gutes Suschen,“ hieß es da nämlich, „du kommst also jetzt. Du, du, du! Es ist die höchste Zeit. Daß der Bursche um die Pfingstzeit seinem Mädel die Pfingstmaien vors Fenster stellt, weiß ich vom Sehen. Aber das Mädel muß erst auch mal da sein. Das ist der erste Wunsch. Der zweite Wunsch hat sich schon mehr anzustrengen, um seine Erfüllung zu finden. Unsere beiden Herren Väter sind miteinander — darf ich sagen: bekanntlich? — etwas verstimmt. Na schön. Aber das wird in Ordnung gebracht. Meine Hoffnung ist dein lieber alter Onkel Oberförster in der Kreisstadt. Er will uns helfen, sagt er. Und dann,

Gusele, euer Kutscher Franz, der dabei eine große Rolle zu spielen hat, ist ganz verschwiegen. Es ist alles schon ausgemacht. Er holt dich vom Bahnhof ab. Gud' dich nur um! Ich stehe an der Lokomotive. Und nun komm'! Herzlichst dein über alles getreuer Udo.“

Gusele sprang aus Wagenfenster und blickte über die Böschungen in die vorüberfliehenden Waldbäume. Sie suchte nach weißen, jungen Birkenstämmen. Aber da lief der Zug schon in die Halle des kleinen Kreisstadtbahnhofes ein. In aller Hast holte sie die Reisetasche aus dem Gepäcknetz, sprang aus dem Wagen und lief zur Lokomotive. Und da stand auch richtig der Udo. Die Begrüßung war so stürmisch, daß der Lokomotivführer vor lauter Anteilnahme an dem Glück der beiden jungen Menschenkinder beinahe das Abfahrtszeichen des Stationsvorstehers übersehen hätte.

Lachend verließ das überglückliche Paar den Bahnhof, vor dessen Gebäude der Gutswagen hielt, den Suschens Vater geschickt hatte. Franz, der brave Kutscher, von Udo ausgiebig bestochen, ließ die Pferde, wie verabredet,





im Schritt gehen. Seinen beiden Fahrgästen sollte doch möglichst viel Zeit zum Erzählen bleiben.

Aber an der Stelle, wo die Pappelallee nach Udos väterlichem Gute von der Kirchenchauffee abzweigte, mußte doch geschieden sein.

Franz variierte die Gänge und blickte eine Weile starr auf ihre Köpfe, die sich unruhig bewegten. Erst als ihn von hinten her der Befehl einer hellen Mädchenstimme traf, ließ er die Pferde davonstürmen.

Die Geister des Erlengrundes in der Nähe der Grumppenbergischen Domäne stellten an den wildüberwachsenen Böschungen rücksichtsvoll das Echo ab, damit kein Laut von dem Begrüßungssturm, in dem Suschen die Lage darauf auf ihren Udo zurannte, an die ahnungslosen Fenster der beiden verfeindeten Gutshöfe dringen sollte. Auch Hektor, der treue Begleiter des bezopften Schloßwildfangs, schonte seine Hundelunge. Still blühte ringsum die sich entladende Pracht von Baum und Busch und die Sonne warf ein wahres Goldfunkengestöber über alles . . . So vergingen Suschens Pfingstferien.

Und dann kam der Tag, an dem ein junger Mann an der letzten Pappel der väterlichen Gutsallee wartete und seinen Hut gegen das Grumppenbergische Gespann hin-schwenkte, mit dem das Schloßfräulein insolge offensichtlicher Ver-spätung, ohne anzuhalten, vorbei-führte, dem Bahnhof der Kreis-stadt zu . . .

Und wieder hatte die Erde die Fesseln des Winters gesprengt und aus dem österlichen Knospenaus-sprung war ein volles Pfingstgrünen und -blühen geworden.

Drinnen im Schloß füllten sich die Räume mit dem freudigen Auf-rubr, den die Heimkehr der jungen Erbin in den ganzen Gutshof hinein-wirbelte. Susse von Grumppenberg war wieder da. Und für immer — wenn nicht sonst etwas eintrat, was in dem Leben eines so liebreizenden Ge-schöpfes ja immerhin möglich sein konnte. Überhaupt wenn man daran denkt, daß gerade an diesem Tage ein Reiter die Chauffee entlang-gesprengt war, die zur benachbarten Kreisstadt führte, und daß auf dem jagenden Gaul Udo von Zettenbrint saß, der den Onkel Oberförster aufsuchte.

Auch das junge Schloßfräulein von Grumppenberg hatte das tiefempfundene Bedürfnis, schnell mal zur Begrüßung, wie sie den Eltern sagte, zum Onkel Oberförster zu sausen. Der aufgewirbelte Staub auf der Chauffee ließ zweifellos die Gile erkennen, in der Susse sich ihrem Ziele zu nähern bestrebt war.

Die Schaumflocken flogen nur so von dem Gebiß des Gauls, als Susse das Tier vor dem Hause ihres Onkels parierte.

Der alte Forstmann erriet schon durchs geöffnete Fenster den Hufschlag.

„Kommst gerade zurecht, mein Mädel!“ sagte er. „Wir, der Udo und ich, sind beim richtigen Thema, jawoll!“

„Onkel, lieber, guter Onkel!“ rief die eben noch so wild hereingestürmte Susse nach leichtem Gruß zu Udo hin. Und die grüne Jägerjoppe wurde ganz naß von den plötzlich ausbrechenden Tränen des Mädchens.

So gut es ging, beruhigte der alte Herr die ganz Un-tröstliche. Eine Weile herrschte eine beklemmende Stille in dem Raume. Umständlich räusperte sich der alte Forstmann zu den Worten, die den beiden jungen, ratlosen Menschenkindern da vor ihm die richtige Hilfe verheißen sollten. „Ja —, also, Kinder, was ich für euch zu tun habe, ist schon lange mein Kummer. Das ganze Zerwür-nis zwischen deinem Vater, Suschen, als Schuldner und Herrn von Zettenbrint als Gläubiger darf keine Gefahr für euer Herzensbündnis sein. Ich will da mal endlich reinreden. Lange genug hab' ich es mir schon vorgenommen. Aber morgen wird's gemacht. So wahr mein alter Försterschädel noch nie im Leben Jägerlatein verbrochen hat! Ich sage euch, Kinder: ich bring's in Ordnung.“

Der Pfingstmorgen war in prägendem Maiengrün herausgetommen. Feierlich schlangen die Gloden über die Erde hin und festlich gestimmte Menschen schritten zur Kirche. Auch im Hause des Onkels Oberförster herrschte die lichte Heiterkeit der Pfingstfreude. Schon Stunden vor dem Kirchgang, den der alte knorrige Herr an seinem Sonn- und Festtage versäumte, war er in Bewegung. Die Wittschafterin, die er sich seit dem Tode seiner Frau hielt, konnte ihm heute aber auch rein gar nichts recht-machen. Korrigierend mußte er selbst immer noch einmal zugreifen. Den Herrschaften wollte er schon zeigen, wie man Veröhnungsfeiern vorbe-reitet. Wie hatte er sich plagen müssen, um seinen Schwager und diesen über-stolzen Herrn von Zettenbrint zu dem heute erwarteten Besuch zu über-reden! Zu dem Frau und Kind un-bedingt mitzubringen waren. Und es muß doch wohl auch wirklich eine besondere Kraft in sich haben, wenn so ein alter Onkel Oberförster zum Be-suche einladet. Das zeigte sich auch. Denn beide Familien kamen.

Von der Erfahrung ausgehend, daß ein angenehm gefüllter Wagen auch in schwie-rigsten Fällen versöhnlich stimmt, bot der alte Forstmann alles auf, was er dafür er-sinnen konnte. Die Pfingstbonole fehlte nicht.

Die anfängliche Steifheit fiel und nun startete der Gastgeber zu seiner Rede: Ich begrüße meine lieben Gäste auf das herzlichste. Es wird wohl das letzte Tafellied sein, das ich hier singe, denn ich bin ein alter Mann mit meinen 75 Jahren. Darum bitte, möglichst keinen Wider-spruch! Herr Referendarius Udo von Zettenbrint hat sich sowieso schon seinem erwählten Schwiegerpapa, Herrn von Grumppenberg, gegenüber ausgesprochen. Als künftiger Erbe des Zettenbrint'schen Besitzes legt er keinen Wert dar-auf, mit dem Nachlaß einen Schuldschein zu übernehmen. Ein lebendiges Pfand ist ihm für den entsprechenden Gelb-beitrag lieber. Und dieses Pfand heißt — Susse! Was sagt Udos Vater dazu?“

„Zweierlei!“ warf, freudig aufspringend, Herr von Zettenbrint gleich hinterher. „Nämlich, daß unser Onkel Oberförster der geschickteste Regisseur ist, den die Welt ge-sehen hat, und — na, nun komm' schon her, meine Tochter, und zerreiß' diesen papiernen Störenfried, wenn's so steht.“

Die Susse im Arm, reichte Herr von Zettenbrint dem Vater seiner überseßigen Schwiegertochter zu innigem Druck die Hand.

Heinrich Goldmann.



Der Gips-Kopf

Von Max Karl Böttcher

Saben Sie einen Gipskopf? — Wie? — Sie haben keinen? Alex hatte einen, und zwar hatte er ihn geerbt, Tante Eulalia hatte ihm die Büste vermacht und ausgerechnet heute, am Pfingstsonnabend, kam die Erbschaft an.

Ein Gipskopf! — Wenn es noch ein Schiller oder Goethe gewesen wäre oder einer von der Musik, aber dieses vergilbte, verstaubte Herkuleshaupt! Es war zum Lachen. — Doch Alex lachte nicht! Er war zerschmettert, denn erstens liebte er Gipsbüsten nicht, und dann war ihm ein schöner, schöner Traum zerronnen. Tante Eulalia war vermögend gewesen und hatte große Stücke auf ihn gehalten, und er hatte bestimmt damit gerechnet, ein paar tausend Emmen und vielleicht auch die wertvolle Briefmarkensammlung zu erhalten. Es war trostlos! Nun wurde natürlich nichts aus der baldigen Heirat, ja, nicht einmal die kleine geplante Pfingstreise mit Ruth und deren Mutter konnte nun steigen, denn fünf Minuten vor dem Letzten des Monats, woher sollte er mit seinem dürftigen Monatsgehalt das Reisegeld nehmen?! —

Alex lag in seiner bescheidenen Garçonwohnung auf dem altersschwachen Divan und grübelte und sann. Der Gipskopf stand vor ihm auf dem Kleiderschranke und lächelte höhnisch auf seinen neuen Besitzer herab.

„Siff . . . siff . . . siff!“ brumnte es plötzlich lustig durch das Zimmer. Alex horchte auf. — Da, wieder das freche Brummen. „Ruhe!“ schrie Alex erbozt. Aber der fröhliche Brummer, eine große, haarige Hummel, sang unbeirrt weiter.

„Halt's Maul!“ donnerte Alex.

Das Summen der Hummel, die ins Freie wollte, erhob sich zu posaunenhafter Größe.

„Bist du elendes Vieh denn von allen guten Geistern verlassen?!“ schrie Alex in höchsten Zornestönen, packte mit schnellem Griff seinen Pantoffel und schleuderte ihn nach der fangesfrohen Pfingsthummel und — klirr — klirr — trach! splitterte und klirrte und polterte es.

„Herr Winter, was ist denn bloß passiert?!“ schrie Frau Lang, die Wirtin, und schob den Kopf durch die Tür.

„Fragen Sie nicht so dumm, Frau! Sehen Sie denn nicht, daß ich das Erbeil meiner Ahnen zertrümmert habe? Frau Lang, ich ziehe auf der Stelle aus, wenn Sie nicht augenblicklich den Brummer arrelieren und mir zur Füßlieferung vorführen!“

„Ja, ja, Herr Winter, ich renne ja schon!“ ächzte die Wirtin und ging auf die Jagd. Bald hochte sie auf dem

Bücherschrank, bald auf dem Ofen, dann wieder übte sie Kimmzüge an der Gardinenstange. Währenddessen untersuchte Alex das Werk seiner Zerstörung. Der Gipskopf war total kaputt, aber als Alex den Korpus hochhob, rieselte es rot und gelb und braun und grün aus dem Leibe hernieder, lauter kleine, viereckige, gezackte Blättchen regnete es herab. Da lagen alte sächsische Dreiermarken, gelbe Buenos Aires mit dem Dampfschiff, blaue Baseler Läubchen zu 2½ Kappen, Genfer Doppelmarken mit dem Adler und dem Schlüssel im Rechteck. Voller Ehrfurcht blickte Alex auf diese Schätze und flüsterte: „Tante Eulalias Briefmarkensammlung!“ — Da, ein Frohlocken vom Waschlisch: „Ich hab' se, Herr Winter!“

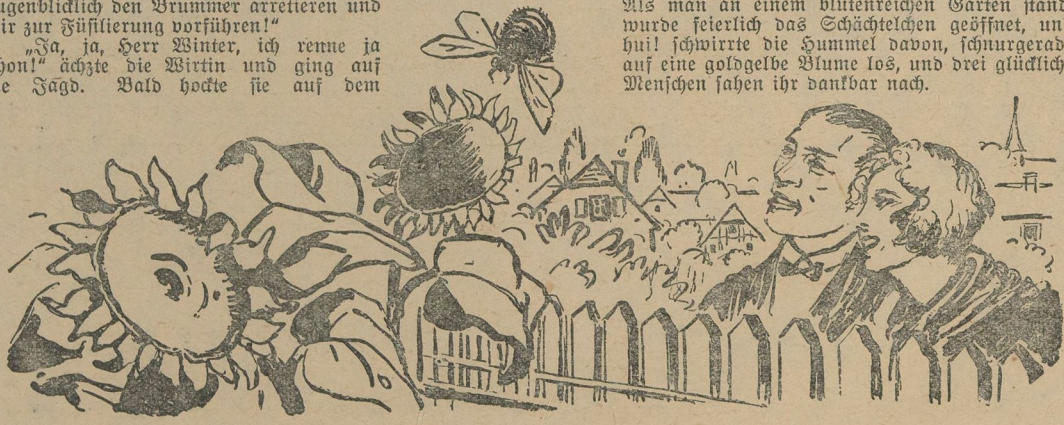
„Drücken Sie sie nicht! Um's Himmels willen, drücken Sie sie nicht!“ rief Alex in flehenden Tönen und half dann seiner Wirtin von der Marmorplatte und nahm ihr vorsichtig das Wischtuch ab, in welcher die Hummel gefangen saß. Dann sagte er weich und mit viel Liebe: „Du gutes Mädel, du gutes, liebe's Ding! Warte, ich will dich hegen und pflegen, du meine Glückshummel!“

Frau Lang aber schlich hinaus, vorsichtig einen kräftigen Stuhl als Rückenbedeckung hinter sich dreinziehend, denn sie meinte, ihr Mieter sei verrückt geworden, und zu ihrem Manne in der Küche sagte sie: „Du, Alter, ich gloobe, Herr Winter ist übergeschnappt, er pouffiert mit einer Hummel!“

Alex aber barg den Brummer vorsichtig in einer leeren Schachtel; dann suchte er sich aus den vielen, vielen Briefmarken die wertvollsten heraus, zog sich an und eilte zur Stadt. Der Briefmarkenhändler machte große Augen, als er diese reueren Maritäten sah, die ihm Alex zum Kauf anbot.

„Ja, die Marken kann ich nicht auf eigene Faust kaufen, die repräsentieren ein Vermögen. Kommen Sie nach den Feiertagen wieder, da habe ich dann Geldleute bei der Hand, die den Anlauf finanzieren. Aber einen Vorschuß von 500 Mark will ich Ihnen heute schon geben,“ sagte der Briefmarkenhändler.

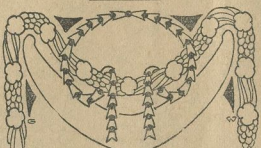
Und mit diesem für Alex schreckhaft vielen Mammon ging es dann am nächsten Morgen mit Ruth und deren Mutter auf die Pfingstreise, hinaus in Gottes schöne Welt. Als man an einem blütenreichen Garten stand, wurde feierlich das Schächtelchen geöffnet, und hui! schwirrte die Hummel davon, schnurgetade auf eine goldgelbe Blume los, und drei glückliche Menschen sahen ihr dankbar nach.



Nebroner Anzeiger

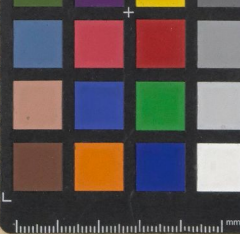
Pfingstfesten.

Ev. Joh. 15, 26: Wenn aber der Tröster kommen wird... Sie warteten. Mit diesem Wort kann man die Vorgeschichte von Pfingsten kurz kennzeichnen. Sie warteten auf das, was ihnen von Jesus selbst versprochen war: daß sein Geist zu ihnen kommen werde. Damit hatte endlich die alte Menschensehnsucht eine bestimmte Form und einen festen Anhalt gewonnen. Sie war ja wahr, diese Sehnsucht nach Erneuerung im Geiste. Im Alten Testament schimmerte sie immer wieder und immer deutlicher auf, wie der Schein am nächtlichen Himmel vor dem Aufgang der Sonne selbst. Und dann kam die Erfüllung; Pfingsten. Der Tag selbst brach an. „Sonne, die durch Wolken bricht.“ Aber die Wolken verschwanden damit nicht. Sie zogen wieder und wieder über die Erde, manchmal dicht gedrängt, und verdeckten die Sonne. Dann kroch sie wieder. Die Sehnsucht wachte wieder auf. So ist's auch heute. Überall ist sie erwacht, die Sehnsucht nach Erneuerung, nach dem Geiste, der sie bringen soll, Licht und Wärme, Leben und Wachen, nach dem neuen, alten Geiste, dem Gottesgeiste, der einigt in Jesus so hell aufleuchtete als Sonne aus früher Nacht. In aller Not und Bedrängnis, in allem Dunkel und Verwirrung wissen wir, daß die Sonne wohl verdrängt, aber nicht verdrängt sein kann; daß sie wieder ihre Zeit haben wird, bis alles zu durchdringen und bereinigen, läuternd, wärmend, belebend — und wie ein Frühlingssäulen für unser Volk und unsere ganze Menschheit fließt es uns durch die Herzen: „Wenn aber der Tröster kommen wird...“



Pfingsten.

Pfingsten — nach Goethes Wort das „lieblichste Fest“ — quillt uns wieder. Grüßt uns mit all der zauberlichen Frucht, mit der sich eine bräunlich geschmückte Natur in diesen Tagen umgibt. Heißerwiegend ein reines Naturfest, ist es auch von achsellosen Gegenwärtigen zu solchen wieder gemacht worden. Die endlosen Scharen der läst- und luftbedürftigen Ausflügler, die zum Pfingstfest die kleineren Säumengen der Großstädte fliehen, um draußen in der Natur Freude für Herz und Seele, Stärkung für den Körper, Verhöhnung für die aufgepeinigten Nerven zu suchen, sehen in Pfingstfest im wesentlichen ein Naturfest. Wir würden ein Unrecht tun, wenn wir diesen Menschen die Freude an der Natur nehmen oder vergällen wollten. Glücklich, wer sich noch aufrichtig freuen kann an Baum und Blüth, Blumenfülle und Veredlungsflor, vor noch die Seele erheben kann im weiten Gottesdom der Natur! Dennoch würde man den Sinn des Pfingstfestes nur oberflächlich erfassen, wenn man es bloß als Naturfest werten wollte. Nach christlicher Anschauung ist Pfingsten das Fest des Geistes — und zwar des Geistes, der mit göttlicher, begehrender Kraft die Genügnung der Menschen wandelt und Richtung und Ziel im Guten und Vollkommenen läßt. Christlicher Pfingstfest hat einst eine Kulturwelt der weitläufigen Ausmaße allmächtig umgeändert und der Menschheit neue, fruchtbare Ideen gegeben — vor allem die Ideen der Humanität und Opferwilligkeit in gegenseitiger Hilfsbereitschaft. Es ist allerdings richtig, daß im Wechsel der Zeiten die Menschen, die um das Wirken des Pfingstgeistes wissen, ihn oft sehr schwer verneigen haben, daß es ihnen als wäre niemals ein Odem des Pfingstgeistes in menschliche Herzen gekommen. Die Gegenwart mit ihrem ansehnlich stark ausgeprägten Sinn für das Nützliche, ihren seltenen Auswüchsen einer perlechten und vielfach verwilderten Kultur und „Ehrfucht“, ihren tief befagenswerten Geistesertragnissen auf zahlreichem Lebensgebiete kennt eine solche Zeit der traulichen Verleugung des göttlichen Pfingstgeistes zu sein. Dennoch ist kaum etwas sicherer als dies, daß der echte Pfingstfest, der einig auch in der vielfach und still seine Kräfte findet und der Zeichen der Trümmern einer von dem Geiste des wahren Lebens, das wärts treibt und nicht so in der Gefährlichkeit, daß eine Erneuerung einzuholen, an sich niemals überdauern — und wären sie — am rechten Pfingstfest. Das sei unser Pfingstfest.



überläßt man die am Pfingsttage gemolkene Milch den Mägden als Geschenk. Andererseits sehen wir mit dem Pfingstfest auch einen Tiertum verknüpft, wenn nämlich mehrere Tage vor dem Fest die Pfingstfuhre, in manchen Gegenden der Pfingstfuhre, im bunten Aufzuge, mit Blumen und Wägenbesatz, von einer prächtigen Menge begleitet, durch die Straßen geführt wird. In Mecklenburg ist diese Pfingstfuhre verbreitet. In der preussischen Provinz steht die Pfingstfuhre, daß der zuletzt sein Pferd hinaus-treibende Führer die Ehren des „bunten Jungen“ genießt. Blumen- und Pfingstglocken hülfen den Führer vom Kopf bis zu den Füßen ein. In der bairischen Pfingstfuhre ziehen die Kinder am Pfingstsonntag in den Wald, um das Laubmännchen zu suchen, das durch einen mit Pfingstglocken aus-geschmückten Knaben dargestellt wird. Der eigentliche Pfingstbaum ist die Birke, der heilige Baum Freias, unter dem Maria gefessen und der Tod Jesu beweint haben soll. Aberaus groß ist der symbolische Kreis der Birke, die mit ihrem frischfarbigen Grün ein treffliches Wahrzeichen des Frühlings ist. Fast überall sind die grünen Birkenzweige als Pfingstkränze oder Pfingstkrone in Geltung. Im Harz wurde vor nicht allzulanger Zeit zu Pfingsten in dem höchsten Thale die Birke mit Musik in das Dorf geholt, wo der sogenannte Pfingstabend aufgeführt wurde. Das Einholen des Laubmännchens geht meist mit großen Feiertreiben vor sich. Ein Bürger stellt den Maigrasen, dem gelegentlich noch eine Maikönigin zur Seite steht. Den so Erwählten steht das Recht zu, beim Einzuge in die Stadt die gehaltenen Wagen an die Zuschauer zu verteilen, die den Pfingstabend auf einem mit Pfingstglocken geschmückten Wagen in die Stadt geleiten. Hier wird vom Glücklichen auf dem Marktplatz in dem sogenannten Maigrasenschein ein Ehrenkränzchen getragen. Selbst in der armen Provinz wird der Pfingstbaum bis zur Stunde erhalten.

In den Dörfern sieht man vielfach große reichgeschmückte Maibaume auf, abends erlösen dann Tänze um den Maibaum. Ein anderer Pfingstbrauch bedeutet das Vieh zum Feste gehen. Die Weiler mit kleinen Maibaumen, die im Wald angepflanzt werden, nach schmückt man die Stalltüren mit Pfingstzweigen, die nicht entfernt werden dürfen.

In manchen Gegenden ist Pfingsten mit Brunnen- und Blumenfesten verknüpft. In Weimar pflegt mit Pfingsten ein Rosenfest verbunden zu werden. In enger Verbindung zu Pfingsten steht auch die Kinderwelt. In Mühlhausen sieht die Jugend der Stadt unter Glodenflanz, Musik und Gesang, einen verhörmten Popperber Brunnen. Im Holzlande genutzende Pfingstkränze werden im Zuge getragen. Die Stränge werden dann der Quelle geopfert. In Oberbayern übernimmt ein als „Wasser Vogel“ bezeichnet, mit Schilf umschlossener und aus Wasser getauchter Knabe für die Kinderwelt des Dorfes das Einholn von Gaben. Die gleiche Aufgabe erfüllt der in Süddeutschland heimliche Pfingstfisch, ein in Strohk gefüllter Knabe, der nach Verpöngren mit einer Kanne Wasser seine Gaben empfängt. Im Elsaß führt der mit einem Maibüsch geschmückte Knabe den Namen Pfingstquod. Von dem Mädchen die führende Rolle im Pfingstfest spielt, treffen wir Namen wie Pfingstkrone und Pfingstblume an.

In Belgien ist Pfingsten nach dem Namen Pfingstfuchs und in Schottland nennt man ihn Pfingstschaf. Besonders im nördlichen Deutschland wird das Pfingstfest durch die Bekleidung des Ring- oder Kranzweiges schön, in dem sich zweiwöchentlich ein mittelalterlicher Ritterbrauch widerspiegelt. In Ostmarken bemüht man zu diesem Pfingstfest eine mit fünf Wägen verfehene Gesellschaft, die mittels eines Strides schwebend an einem Baum oder Pfahl befestigt wird. Die Reiter suchen im schnellen Schritt mit einer Lanze, die höher zu stechen und derjenige, der als Sieger aus diesem Spiel hervor, der sechs-mal die Wägen in einer bestimmten Reihenfolge traf. Auch im Harz ist das Kranzweiden Spiel, doch legt man hier auf äußeren Reum mehr Wert, wobei besonders die Pferde farbig-reichen Schmuck erhalten. Wer dem Vorbereitern den Kranz abwirft, erwidert die Ehren des Siegers und darf den Kranz seinem Pferde umlegen.

Pfingstglocken.

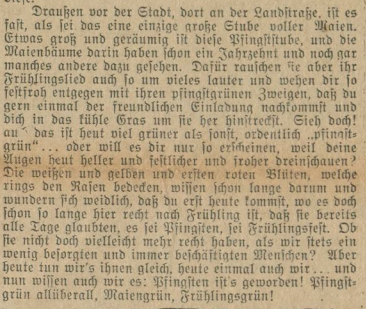
Von Elisabeth Kolbe.
Lauter Pfingstglocken tönen um mich her.
Von allen Seiten klingen sie wieder,
Erst eine Stimme, dann immer mehr,
Und klingen wie lauter Jubelröhren.
Lauter Pfingstglocken blühen um mich her.
In meinem Garten stehen sie lüppig.
Überall läutet's im Blütenmeer.
Und lobpreist den Schöpfer lausendstüppig.

Pfingstgrün allüberall.

Ob Dorf, ob Stadt, ob Saal oder Stube — Pfingstgrün heult allüberall, Matengrün, Pfingstgrün! Vor den Türen und Fenstern und drinnen in allen Ecken stehen die lästigen Pfingstgrünbüschel in ihren weißen Jungmädchenkleidern. Sie lächeln fein, ein wenig verjöhnt vor sich hin, und wenn ein warmer Frühlingshauch vorüberzieht, wachst ein leises Flüstern auf durch die Blätter und schwanken Zweige hin, das wie der hauchartige Beginn eines Frühlingsschreies ist und wieder verweht, kaum daß wir es noch vernommen. Was ist Pfingstgrün? Pfingstgrün auf „Matengrün“? Nun stehen sie wieder da und lächeln so jonnendhell... Und da wissen wir es auf einmal, da steht es mit einmal vor uns, wie helle, junge Stimmen aus der Weite herüber:

Frühling im Land! Matengrün!
Und der Himmel wieder voll Sonne und Licht
Und der Wald steht wieder im Festgewand...
Lübel und Klang:
Matengrün!
Hörst du's denn nicht?!
O ja, wir hören es wohl, sobald wir nur ein wenig Fenster und Türen und Herzen aufthun: Wie die Festgeladen über die grünen Felder her kommen, bis zu uns in unsere matten-geschmückte Stube. Und wie die Verden es sich nicht nehmen lassen, dazu die Oberstimmen zu hören, immer höher und höher hinein ins Himmelstaus. Und wie drüben im Garten vielstimmiger Finkenflieg selbes Linsenwort darum her klingen!... Und — — — wie die Menschen wieder lächeln können und mit frohen Augen in hellen Kleidern die Straße hinabziehen — ins Matengrün...
Da wir beide, du und ich, da nicht auch mitthun sollten? Haben doch lange genug in der Stube gehockt, oder nach Wetterglas und Thermometer gequält, was es nun geben werde: Regen oder Sonnenschein. Ach was, Regen! Sonnenschein ist's draußen und Pfingsten, Pfingstgrün!... Und vor Fenster und Türen und in allen Ecken Pfingstgrün, Matengrün, Pfingstgrün!
Schau einmal, auch der große Kastanienbaum dort drüben auf dem Plage hat Pfingstgrün gemacht: hundert und aber hundert große, weiße Pfingstkränze hat er aufgelegt, über und über weiß und festlich sieht er aus, und wenn wir an ihm vorübergehen, belächelt er uns ganz weich mit Pfingstgrün. Doch der ist anders als jeder im Winter! Ist nicht kalt und hässlich, ist leicht und warm und froh und jagt auch; Matengrün, und ist wie ein leises Klönen schon von Sommer und Wägen und Meien. Wenn wir unter dem Pfingstkränzenbaum einmal einen Augenblick stille- stehen und lauschen, kann er uns gar manches gute Wort mitgeben... auch so in die kommenden Tage hinein und für die.

Draußen vor der Stadt, dort an der Landstraße, ist es fast, als sei das eine einige große Stube voller Maie. Etwas groß und geräumig ist diese Pfingststube, und die Maieebäume darin haben schon ein Jahrzehnt und noch gar manches andere dazu gegeben. Dafür rauchen sie aber ihr Pfingstgrün auch so um vieles lauter und wehen die so festlich entgegen mit ihren pfingstgrünen Zweigen, daß du gern einmal der freundlichen Einladung nachkommst und dich in das stille Gras um sie her hinsetzt. Sieh doch! an' das ist heut viel grüner als sonst, ordentlich „Pfingstgrün“... oder will es die nur so erkennen, wenn keine Augen auf heller und helllicher und froher dreisigend? Die weißen und gelben und ersten roten Blüten, welche rings den Rasen bedecken, wissen schon lange darum und wundern sich weidlich, daß du erst heute kommst, wo es doch schon so lange hier steht nach Frühling ist, daß sie bereits alle Wege glauben, es sei Pfingsten, sei Frühlingstag. Ob sie nicht doch vielleicht mehr recht haben, als wir freis ein wenig befragen uns immer beständlich Matengrün? Aber heute tun wir's ihnen gleich, heute einmal auch wir... und nun wollen auch wir es: Pfingsten ist's geworden! Pfingstgrün allüberall, Matengrün, Pfingstgrün!



Von Pfingstmaien u. Pfingstblumen.
Unsernalljährlich gehen sie zuammen, das Pfingstfest und jene Maie, jene wehenden, zartgrünen Birkenzweige, die jedes Haus und jedes Heim schmücken und den Frühling in Häuser und Herzen tragen wollen. Denn Frühlingstag ist Pfingsten für die deutschen Lande, das Fest, an dem sich die Natur wieder mit all ihrem Grün und all ihrer Schönheit schmückt, und von alters her, und noch immer müssen sie Frühlingstag gefeiert. Kling überhört die Klänge der Brauch und legte ihr Fest, die Ausgießung des heiligen Geistes, gerade in diese Zeit, um es so sicherer und schneller im Herzen des Volkes zu verantern.
Der uralte Brauch der Maigrasensfeier, der sich im nördlichen Deutschland, im Baltikum und Schweden fand, bis auch er allmählich ausstarb, war ja auch nichts anderes, als sonst ein Frühlingstag, bei dem eine Kuppe, die den Winter darstellte, erlagene wurde, während ein junger Bürger der Stadt als Matengrün hinauszieht mit der Jugend und grüne Zweige sammelte. Di schloß sich daran ein Wettstreiten und mancherlei Volksbelustigungen, ja auch eine Meerfahrt der waffenfähigen Bürger.
Freiden sollte ringsum im Lande sein, wenn das Pfingstfest nahe, und zu werden, dem zum Zeichen, zartgrüne Zweige des „Maibaumes“ an Haus und Tür befestigt. Dann war Matengrün geboten, und wehe dem, der ihn brach. Seltener Volksgläubigkeit löst sich in der Markt Brandenburg um die Birke und die Kiefer: Kain und sein Weib seien sie, so berichtet die Sage, und noch immer müssen sie mitler und Hühner sein auf Erden. Und sorglich hütet die Birke die Kiefer, daß sie nicht zerbrüt werde von der Eberesche, die aus den Gebirgen Basus Jaktarieths aufgeblasen ist. Immer drängt sie sich dazwischen, wenn der wirre, traue Baum mit den toten Beeren der Kiefer zu nahe kommen will, und so kommt es, daß die Eberesche drücken wachsen muß an Begräbern und an Jähnen. Es ist nicht gut, wenn unter ihr, laagen die Leute.
Viele Blumen gibt es, die der Volksmund Pfingstblumen heißt. Die erste unter ihnen ist die Königs- oder Pfingstrose, um die mancherlei Sagen gehen. Sie ist eine von den Zauberpflanzen, mit denen man alle Schätze finden kann, und niemand weiß, welches ihre eigentlich Farbe ist. Man sie, jagt die einen, die andern meinen Blau, und viele heißen sie gar weiß. Früher glaubte man, ihre Wurzel sei die berühmte Springwurzel, die alle Tüden offne und wie von der Blume „Eisen Salomonis“ behauptete man

Von Pfingstmaien u. Pfingstblumen.

Unsernalljährlich gehen sie zuammen, das Pfingstfest und jene Maie, jene wehenden, zartgrünen Birkenzweige, die jedes Haus und jedes Heim schmücken und den Frühling in Häuser und Herzen tragen wollen. Denn Frühlingstag ist Pfingsten für die deutschen Lande, das Fest, an dem sich die Natur wieder mit all ihrem Grün und all ihrer Schönheit schmückt, und von alters her, und noch immer müssen sie Frühlingstag gefeiert. Kling überhört die Klänge der Brauch und legte ihr Fest, die Ausgießung des heiligen Geistes, gerade in diese Zeit, um es so sicherer und schneller im Herzen des Volkes zu verantern.
Der uralte Brauch der Maigrasensfeier, der sich im nördlichen Deutschland, im Baltikum und Schweden fand, bis auch er allmählich ausstarb, war ja auch nichts anderes, als sonst ein Frühlingstag, bei dem eine Kuppe, die den Winter darstellte, erlagene wurde, während ein junger Bürger der Stadt als Matengrün hinauszieht mit der Jugend und grüne Zweige sammelte. Di schloß sich daran ein Wettstreiten und mancherlei Volksbelustigungen, ja auch eine Meerfahrt der waffenfähigen Bürger.
Freiden sollte ringsum im Lande sein, wenn das Pfingstfest nahe, und zu werden, dem zum Zeichen, zartgrüne Zweige des „Maibaumes“ an Haus und Tür befestigt. Dann war Matengrün geboten, und wehe dem, der ihn brach. Seltener Volksgläubigkeit löst sich in der Markt Brandenburg um die Birke und die Kiefer: Kain und sein Weib seien sie, so berichtet die Sage, und noch immer müssen sie mitler und Hühner sein auf Erden. Und sorglich hütet die Birke die Kiefer, daß sie nicht zerbrüt werde von der Eberesche, die aus den Gebirgen Basus Jaktarieths aufgeblasen ist. Immer drängt sie sich dazwischen, wenn der wirre, traue Baum mit den toten Beeren der Kiefer zu nahe kommen will, und so kommt es, daß die Eberesche drücken wachsen muß an Begräbern und an Jähnen. Es ist nicht gut, wenn unter ihr, laagen die Leute.
Viele Blumen gibt es, die der Volksmund Pfingstblumen heißt. Die erste unter ihnen ist die Königs- oder Pfingstrose, um die mancherlei Sagen gehen. Sie ist eine von den Zauberpflanzen, mit denen man alle Schätze finden kann, und niemand weiß, welches ihre eigentlich Farbe ist. Man sie, jagt die einen, die andern meinen Blau, und viele heißen sie gar weiß. Früher glaubte man, ihre Wurzel sei die berühmte Springwurzel, die alle Tüden offne und wie von der Blume „Eisen Salomonis“ behauptete man